

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Ein Jesus mit Wut im Bauch

In Oberammergau starten die Passionsspiele

Christian Stückl, ein Kind des Ortes, bringt die Oberammergauer Passion jetzt nach der Corona-Zwangspause zum vierten Mal auf die Bühne. Der preisgekrönte Regisseur ist trotz aller Erfahrung nicht vor Überraschungen gefeit. Diesmal, räumt er ein, sei Jesus besonders wütend. ▶ Seite 2/3



Foto: Imago/Oryk Haist

Verschlüsselt



Die Chiffriermaschine „Enigma“ erlaube eine geheime Kommunikation, glaubte das NS-Regime. Dabei war es dem Polen Marian Rejewski schon 1932 gelungen, die Verschlüsselung zu knacken. ▶ Seite 14/15

Umstritten

Bis ein Fötus außerhalb des Mutterleibs lebensfähig ist, war in den USA bisher eine Abtreibung erlaubt. Nun wird der Oberste Gerichtshof das umstrittene Grundsatzurteil wohl kippen. ▶ Seite 5 und 8



Zweisprachig

Zahlreiche Gemeinden in Ungarn haben deutsche Ortstafeln. Die deutsche Minderheit ist angesehen und verwaltet sich selbst. Der Staat hat sich für die Vertreibung entschuldigt und erinnert mit einem Gedenktag an das Verbrechen. ▶ Seite 16

Vorbildlich

Charles de Foucauld wandelte sich vom Lebemann zum Einsiedler und Priester. Der Mann, der als Vorbild für ein einfaches Leben an der Seite der Ausgegrenzten gilt, wird vom Papst nun heiliggesprochen. ▶ Seite 7



Einzigartig und kurios ist die Johannes-Nepomuk-Kirche im mährischen Žďár: Der 300 Jahre alte, sternförmige Kirchenbau ist aus Symbolen und Zahlenmystik zusammengesetzt und hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Die Kirche wurde mehrfach abgerissen und wieder aufgebaut. Eine Weile diente sie sogar als Schafstall. Seite 23

Leserumfrage

Papst Franziskus hat viele Menschen mit der Aussage verwirrt, „das Bellen der Nato vor Russlands Toren“ habe Wladimir Putin womöglich zum Einmarsch in der Ukraine provoziert (Seite 6). Stimmen Sie dem Heiligen Vater zu? Trägt die Nato eine Mitverantwortung für den Krieg?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

DAS MUSEUM IN OBERAMMERGAU

Von Passion ummantelt

Moderne, nachdenkliche Kunst und alte Zöpfe voller Hintersinn

OBERAMMERGAU – Das Museum im weltbekannten Passionspielort präsentiert sich in diesem Jahr als Gesamtkunstwerk. Teilweise ummantelt von blauen Passions-Gewändern aus früheren Jahren will es die Besucher mitnehmen auf eine Reise zur Erlösung.

Ein riesiger blauer Kubus umhüllt derzeit einen Großteil des alten Gebäudes in der Dorfstraße 8 im Zentrum von Oberammergau. „Das gibt’s doch nicht“, dachte manch einer, „endlich beginnen die 42. Passionsspiele – und die Fassade des 1910 errichteten Museums muss saniert werden!“

Wer genauer hinschaut, kann schnell erkennen, dass es sich mitnichten um eine Schutzvorrichtung handelt, sondern um Kunst. Mit einer Technik aus der Bildhauerei wurden die Gewänder des Volkes aus den Passionsspielen 2000 und 2010 mit Leim in Form gebracht und haltbar gemacht, erläutert Museumsleiterin Constanze Werner.

Unter dem Titel „(Im)materiell – Stoff, Körper, Passion“ erwartet die Besucher bis 16. Oktober eine spannende Schau. Traditionelle Kunst aus der bestehenden Sammlung wird mit zeitgenössischen Werken der Moderne in Verbindung gebracht. Die Stoffwände finden sich auch in den Innenräumen wieder, um sie abzutrennen und neu zu gestalten.

„Mit dieser Art der Verfremdung soll sichtbar werden, was sonst in der umfangreichen Sammlung untergeht“, sagt Werner. Seit Jahrhunderten nehmen in Oberammergau Visionen Gestalt an – ob in Holz oder auf der Bühne. Geht es um das Passionsspiel, ziehen Jung und Alt, selbst wenn es zwischendurch Streit gibt, am Ende immer an einem Strang. Ein solcher zieht sich auch kilometerlang, bisweilen geteilt,

durchs gesamte Haus bis zum Eingang – aus Menschenhaar.

Seit 2000 sammelte dafür der Oberammergauer Künstler Klaus Vogt nach den Passionsspielen, wenn der Haar- und Barterlass wieder aufgehoben wurde, die abgeschnittenen Haare der Mitwirkenden. Daraus filzte er die langen Schnüre. „Wir sind verbunden“, formte er daraus sowie in Englisch: „We are connected.“

Am Anfang des Rundgangs steht die große historische Kirchenkrippe des Ortes. Von Mitte des 18. bis zum 19. Jahrhundert wurden die Figuren geschnitzt, gefasst und liebevoll eingekleidet. Die aufgestellten Hirten und die drei Könige finden hier aber keine Heilige Familie vor. Die Krippe ist leer. Maria, Josef und das Kind werden in einem eigenen Schaukasten präsentiert. Denn in welche Situation der Mensch hineingeboren wird, das kann er sich nicht aussuchen.

Verfremdeter Heiland

An einem Monitor wird die Geschichte Jesu weiter verfremdet: Als Erwachsener taucht der Heiland im Straßenschild von Paris auf. Eine Fülle von Holzschnitzereien, darunter viele Tiere, die einst als Spielzeug für Kinder dienten, bis hin zu ausdrucksstarken Heiligen- und Chris-

Öffnungszeiten

Die Ausstellung im Oberammergau Museum, Dorfstraße 8, ist noch bis 16. Oktober zu sehen. Die Öffnungszeiten an den Spieltagen der Passion vom 14. Mai bis 14. August sind von 9 bis 14 Uhr sowie von 17 bis 19.30 Uhr, an den Spieltagen vom 15. August bis 2. Oktober von 9 bis 13 Uhr sowie von 16 bis 18.30 Uhr; an den spielfreien Tagen von 9 bis 18 Uhr sowie vom 3. Oktober bis 16. Oktober von 10 bis 17 Uhr (Dienstag bis Sonntag).

tus-Darstellungen ist an Wänden oder in Schaukästen versammelt.

In einem Raum umhüllt weißer Stoff sämtliches Mobiliar, als wäre es eingefroren. Nur eine große Kunstuhr ist zu sehen, lautes Ticken vernehmbar. Zeit ist begrenzt, mag sie einem schneller oder langsamer vergehen, wie die Figur des Chronos mit Stundenuhr und Sense aus Zirbelkiefer mahnt. Eine Aufschrift weiß: „Wir sind viele. Wir sind Individuen. Liebe und Verrat, Gut und Böse, wir alle sind fähig zu beidem.“

Das Motto des nächsten Raums gilt für die Passionsgeschichte und

das tägliche Leben. Sämtliche Figuren entziehen sich in Stoff eingewickelt den Blicken des Betrachters. Nur Hyazinth Reiners Darstellung von Adam und Eva, „Der kleine Totentanz“ von Josef Fux in einer Nusschale und ein Letztes Abendmahl sind die Fixpunkte.

Die Ausstellung spielt mit dem Gegensatz Tradition und Moderne. Da sitzt der geschundene Christus in der Rast (19. Jahrhundert), während überdimensionale Blutstropfen aus Lindenholz, die 2014 Künstler Hermann Bigelmayer schuf, von der Decke regnen. Leiden gehört nun einmal zum Menschsein. Am Ende aber steht nach christlichem Glauben die Erlösung.

Eine begehbare Installation wartet unter dem Dach: umfängen von der Schönheit der Ammergauer Bergwelt, auf Drohnenflügen im Film festgehalten und nun auf Wände projiziert. Der Besucher ist eingeladen, eine aus Schnüren und Licht geschaffene Säule zu betreten – mit der Illusion, aus dem Irdischen hinwegbeamt zu werden. Eine menschliche Skulptur mit erhobenen Armen entschwebt per bunter Videoinstallation zu Sphärenklängen. Die Originalfigur zu dieser Projektion hat Tobias Haseidl geschnitzt.

Am Ende darf jeder ein kleines Stück Stoff mitnehmen, als Symbol für (im)materiellen Austausch und Gemeinschaft. Das Motto im Raum: „Erlösung funktioniert nur, wenn man etwas gibt.“ *Barbara Just*



▲ So sieht das Museum normalerweise aus. Fotos: Imago/Lindenthaler; KNA



Kein Schutz und kein Versteckspiel, sondern hintersinnige Kunst: Der blaue Kubus, mit dem sich das Museum derzeit einhüllt, besteht aus den früheren Passions-Gewändern.

Christian Stückl – hier bei der Volksprobe mit zahlreichen Kindern – in seinem Element: Zum vierten Mal bringt er in Oberammergau die Passion auf die Bühne, die getreu einem Gelübde während der Pestzeit 1633 alle zehn Jahre aufgeführt wird. Stückls Premiere war 1990. Corona brachte allerdings ähnlich wie einst die Pest viele Pläne durcheinander. Foto: KNA



Jesus womöglich „etwas zu laut“

Regisseur Christian Stückl schildert Möglichkeiten und Grenzen der Passionsspiele

OBERAMMERGAU – An diesem Samstag, 14. Mai, hebt sich endlich der Vorhang zur Premiere der 42. Oberammergauer Passionsspiele. Zum vierten Mal bringt Christian Stückl (60) das Leiden und Sterben Jesu auf die Bühne. Im Interview erläutert er unter anderem, wie schwer es ist, Auferstehung glaubhaft zu machen.

Herr Stückl, hatte die Verzögerung durch Corona auch etwas Gutes?

Wir waren im März 2020 so intensiv in der Geschichte drin, und dann die Vollbremsung. Das Ganze hat, jedenfalls für mich, schon viel Negatives mit sich gebracht. Doch auch wenn ich bei den Darstellern der jüngeren Generation ein paar Leute verloren habe, gelang es, wirklich gute neue dazuzugewinnen. Allerdings war bei den ersten Proben im Januar dieses Jahres noch nicht klar, ob wir spielen können. Der Gesundheitsminister meinte, er könne sich nicht vorstellen, dass im Theater 4500 Menschen sitzen. Inzwischen ist es möglich. Es war alles eine rechte Zitterpartie.

Gibt es Szenen, die Ihnen weiter schlaflose Nächte bereiten?

Seit über 2000 Jahren wird die Geschichte von einem Mann namens Pontius Pilatus erzählt, der seine Hände in Unschuld wäscht – und das glaubt man ihm. Heute wissen wir, dass dies mit dem historischen Pilatus nichts zu tun hat. Kopfweh beschert mir das Ganze, weil ich merke, was immer ich ma-

che, du kommst nicht gegen dieses Bild an, das in den Evangelien steht und das so lange kolportiert wurde. Das bleibt vermutlich so.

Trotz aller Bühnen-Bemühungen?

Beim Spiel 2000 habe ich bewusst das Händewaschen des Pilatus weggelassen. Er ließ sich Wasser bringen, hat es aber ausgeschüttet. Doch die Zuschauer haben das Ausschütten nicht als etwas Besonderes wahrgenommen. Jetzt lasse ich den Joseph von Arimathäa, wenn das Volk vor Pilatus steht, sagen: „Lasst Euch nicht spalten durch diesen Mann. Schaut an, was er tut.“ Ein anderer ergänzt: „Schaut auf sein hämisches Lachen, er hat das Urteil längst gefällt.“ Darauf Pilatus: „Der Jude hat es erkannt. Das Todesurteil wurde längst abgefasst. Ihr schreit euch umsonst die Seele aus dem Hals.“ Aber ob das hilft, die bekannte Geschichte aus dem Kopf der Leute zu bringen?

Sie haben mehrere Auszeichnungen bekommen, weil es Ihnen gelungen ist, die Passion zunehmend von Antisemitismus zu befreien. Eine Aufgabe, die, wie Sie sagen, nie zu Ende ist. An welchem Punkt stehen Sie?

Ich persönlich bin frei von Antisemitismus. Für mich ist jede Ausgrenzung von Religion oder was anderem ganz komisch. Wo wir aber gesellschaftlich stehen, wissen wir nie. So ist bekanntlich in der Pandemie-Zeit der Antisemitismus wieder heftiger geworden.

Wie kann Jesus für die Menschen heute ein Vorbild sein?

Bei den letzten Proben habe ich mir gedacht: Er gerät mir etwas zu laut. Warum ist der so wütend bei mir? Aber wahrscheinlich ist es die Situation, in der man selbst gerade Jesus liest. Man hat den Eindruck, es hilft nichts mehr. Da ist die Verzweiflung, dass diese Welt sich nicht ändern wird. Jesus weiß um seinen Weg, er geht ihn konsequent bis zum Ende, auch wenn ihn dieser das Leben kostet. In einem der Paulus-Briefe heißt es: „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit“. Ich will nicht sagen, was Jesus getan hat, war eine Torheit. Sicher nicht. Aber es gibt Momente, wo er sich wohl wie ein Tor vorkam.

Jesus predigt Gewaltlosigkeit. „Wer dich auf die linke Wange schlägt, dem halte auch die rechte hin.“ Wie hilft das weiter mit Blick auf den gegenwärtigen Krieg in der Ukraine?

Auch wenn ich wie Jesus überzeugt bin, dass mit Gewalt wieder Gewalt erzeugt wird, sind solche Sätze schwierig anzuwenden. In unseren Köpfen ist drin, dass man sich nicht alles gefallen lassen kann. Wie lange das dann dauert, weiß kein Mensch. Meine Apostel-Darsteller sind nette junge Menschen. Von denen ist keiner gewalttätig. Aber mit dem Satz haben die auch ein Problem.

Am Ende geht Jesus bewusst in den Tod. Mit seiner Auferstehung ist

die Hoffnung verbunden, dass diese nicht vergeblich war. Wie lässt sich dies glaubhaft auf der Bühne darstellen?

Gar nicht. Da stellt sich die Magdalena vor das Publikum hin und sagt: „Er ist erstanden, er ist auferstanden.“ Wie glaubhaft muss die Frau sein, dass man ihr das abnimmt? Einer meiner Apostel hörte skeptisch dieser Botschaft und dem Halleluja zu. Ich fragte ihn: „Wie schaut man in einer solchen Situation?“ Da meinte er: „Das weiß ich nicht.“ Grinst man? Lacht man über beide Ohrwascheln? Ich habe mich damit abgefunden, an Grenzen zu stoßen. Interview: Barbara Just

Karten für Passion

Wie die Pressestelle der Passionsspiele unserer Zeitung mitteilte, gibt es für die Aufführungen 2022 noch ein – begrenztes – Kartenkontingent. Zwar war dieses für die später wegen Corona abgesagte Passion 2020 bereits zu 100 Prozent erschöpft; der Krieg in der Ukraine führte jedoch jetzt dazu, dass nicht wenige Besucher aus den USA Tickets zurückgegeben haben. Sie verbinden Oberammergau oft mit einer Rundfahrt durch Europa, worauf sie jetzt lieber verzichten, hieß es. Weitere Informationen, auch zur Buchung, gibt es unter www.passionsspiele-oberammergau.de.

Kurz und wichtig



Neuer Kanzler

Eckhard Ulmer (65; Foto: KU), Vorstandsmitglied des Beratungs- und Softwareunternehmens ams.Solution AG, wird ab Oktober für fünf Jahre Kanzler der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU). Er folgt auf Thomas Kleinert (54), der nach zehn Jahren in dieser Funktion zum 1. Mai das Amt des Finanzvorstands im Malteser-Verband angetreten hat. Die Universität gewinne eine herausragende Führungspersönlichkeit, sagte KU-Präsidentin Gabriele Gien. Sie habe sich nach dem Weggang Kleinerts entschieden, die Stelle des Kanzlers befristet auf fünf Jahre zu besetzen, um so ihrem Nachfolger im Präsidentenamt die Möglichkeit zu geben, selbst einen Kanzler auszuwählen, hieß es. Giens laufende Amtszeit als Präsidentin endet 2026.

Passionsspielbeginn

Mit einem ökumenischen Gottesdienst werden am 14. Mai die 42. Passionsspiele in Oberammergau eröffnet. Ihm vorstehen werden Kardinal Reinhard Marx und der evangelische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm. Der Gottesdienst findet um 11 Uhr im Passionstheater der Gemeinde statt. Die Festspiele werden von den Kirchen mit einem Rahmenprogramm begleitet.

Lösegeld gezahlt

Für die Freilassung einer im Oktober 2021 in Mali nach vierjähriger Geiselnhaft freigelassenen Ordensfrau hat der Vatikan rund eine Million Euro bezahlt. Dies geht aus einer Erklärung von Kardinal Angelo Giovanni Becciu hervor. Das Geld sei an eine britische Sicherheitsfirma geflossen, die damit zunächst Kontakte zu den islamistischen Entführern aufbaute und dann das Lösegeld bezahlte. Vermittelt worden seien Kontakte wie Zahlungen über die italienische Sicherheitsberaterin Cecilia Marogna. Sie ist wie Becciu der Korruption angeklagt. Über alle Schritte, sagte Becciu, habe er den Papst persönlich informiert. Franziskus habe zugestimmt.

Karls-Reliquie

Eine Reliquie des seligen österreichischen Kaisers Karl I. kann künftig im Prager Veitsdom verehrt werden. Weihbischof Václav Malý zelebrierte aus Anlass der Übergabe einen Gottesdienst in der Kaiserlichen Kapelle der Kathedrale auf der Prager Burg. An der Feier nahmen auch Karl Habsburg-Lothringen (61), der Enkel Karls I., sowie der Vatikandiplomat Giuseppe Silvestrini als Vertreter der päpstlichen Nuntiatur in Tschechien teil. Karl I. (1887 bis 1922) war von 1916 bis 1918 der letzte Kaiser von Österreich und König Ungarns.

Kein echter Friede

Die katholische Friedensbewegung Pax Christi warnt vor einem Rückfall in militärische Abschreckungspolitik weltweit. Mit aufeinander gerichteten Waffen könne es keinen echten Frieden geben, sagte der Mainzer Bischof und Pax-Christi-Präsident Peter Kohlgraf. „Frieden beruht auf der Gerechtigkeit, auf Menschenrechten und dem Gemeinwohl der Menschen in den unterschiedlichen Nationen.“



„TRADITIONELL UND RESPEKTVOLL“

Umfassende Verschleierung

Taliban wollen für Frauen in Afghanistan eine Burka-Pflicht

KABUL (KNA) – Die radikal-islamischen Taliban wollen den Frauen in Afghanistan das Tragen einer Burka in der Öffentlichkeit vorschreiben.

Während einer Pressekonferenz am vorigen Samstag in Kabul verlas ein Regierungssprecher einen entsprechenden Beschluss. Demnach sind Frauen dringend angehalten, sich außerhalb des eigenen Zuhauses umfassend zu verschleiern. Das Gesicht müsse unbedingt bedeckt sein. Dies sei „traditionell und respektvoll“, lautete die Begründung.

Bei Verstößen drohen dem Vater oder dem engsten männlichen Angehörigen der betroffenen Frau erhebliche Sanktionen. Der vorgesehene Strafenkatalog reicht den Angaben zufolge vom Verlust des Arbeitsplatzes bis hin zu Gefängnisstrafen.

Seit der Machtübernahme der Taliban im vergangenen August hat sich die Menschenrechtslage in Afghanistan zusehends verschlechtert. Anfängliche Hoffnungen der internationalen Gemeinschaft auf einen moderaten Kurs erweisen sich als unrealistisch. Insbesondere die Rechte von Frauen wurden drastisch eingeschränkt. Unter anderem können sie ohne männlichen Begleiter nicht mehr ungehindert reisen.

Pressefreiheit bedroht

Zuletzt nahmen die Islamisten auch die Medien des Landes ins Visier. Neue Mediengesetze schränken Themen und Wortwahl immer mehr ein. Die Taliban fordern eine Berichterstattung im Einklang mit islamischen Werten und nationalen Interessen. Was das genau bedeutet, ist oft unklar.

Aus der Vergangenheit lernen

Bewerbungsstart für „Zukunftszentrum Deutsche Einheit“

MESEBERG (epd) – Der Standort für das geplante „Zukunftszentrum für Deutsche Einheit und Europäische Transformation“ soll über einen Städtewettbewerb auserkoren werden.

Das Bundeskabinett billigte vorige Woche bei seiner Klausurtagung in Meseberg Eckpunkte für die Realisierung des Projekts, das Experten zum 30. Jahrestag der friedlichen Revolution in der DDR und der deutschen Wiedervereinigung vorgeschlagen hatten. Teil davon sei, dass Städte sich als Standort für das Zentrum bewerben können, sagte Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD).

Zugleich betonte er, das Zentrum solle möglichst bald auf den Weg ge-

bracht werden. Das Kabinett billigte zudem einen Realisierungsvorschlag für das vom Bundestag angestoßene „Dokumentationszentrum Zweiter Weltkrieg“, das die Dimension der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten in ganz Europa verdeutlichen soll.

Gerade jetzt solle sichergestellt werden, dass an die historische deutsche Verantwortung, die deutsche Besatzungsherrschaft und die von Deutschen verursachte Zerstörung erinnert wird, sagte Scholz mit Verweis auf den aktuellen Krieg in der Ukraine.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 17

Boykott russischer Kunst und Kultur: Zeichen gegen Putin oder falsche Konsequenz?

9,5 % Ein Boykott ist nachvollziehbar. So kann man im Kleinen protestieren.

77,4 % Das ist Unsinn! Was hat die russische Kultur mit Putins Krieg zu tun?

13,1 % Will man Putin treffen, hilft nur ein Energie-Embargo.

„Großartiger Sieg für das Leben“

Supreme Court will offenbar Grundsatzurteil „Roe vs. Wade“ zu Abtreibung kippen

WASHINGTON – Das Oberste Gericht der USA hat offenbar entschieden, die seit Jahrzehnten geltende Abtreibungsregelung zu ändern. Ein an die Öffentlichkeit gedrungener Entwurf der Begründung löst heftige Reaktionen aus.

So etwas hat es in der Geschichte des Supreme Court der USA noch nicht gegeben. Bereits vor der für Juni erwarteten Urteilsverkündung zu „Dobbs vs. Jackson Women’s Health Organization“ dringen aus dem Gericht Einzelheiten der Stimmungslage an die Presse. Genauer gesagt an das Online-Portal „Politico“, dem nach eigener Darstellung ein rund 100 Seiten umfassender Entwurf der Urteilsbegründung in die Hände gefallen ist.

Daraus geht hervor, dass eine konservative Mehrheit am Obersten Gericht das 1973 gefällte Grundsatzurteil „Roe vs. Wade“ kippen will. Laut „Politico“ haben sich dem Entwurf des Richters Samuel Alito die Kollegen Clarence Thomas, Neil Gorsuch, Brett Kavanaugh und Amy Coney Barrett angeschlossen. Letztere drei waren vom vormaligen US-Präsidenten Donald Trump (2017 bis 2021) berufen worden. Der von George W. Bush (2001 bis 2009) vorgeschlagene Vorsitzende Richter John Roberts soll sich der Mehrheitsmeinung nicht angeschlossen haben. Die drei von demokratischen Präsidenten ernannten Richter sind ohnehin dagegen.

Zurück an Volksvertreter

Nach Gepflogenheit des Gerichts fällt einem der Richter der Mehrheit die Aufgabe zu, für die anderen die Begründung zu formulieren. In diesem Fall beauftragten sie Alito mit dem Entwurf, der dann im Kollegium vor seiner Annahme zirkuliert. „Wir sind überzeugt, dass Roe und Casey aufgehoben werden müssen“, schreibt der 72-Jährige in dem an „Politico“ weitergereichten Dokument. Die Abtreibungsfrage sollte „zurück an die gewählten Volksvertreter“ verwiesen werden.

„Roe war von Anfang an ungeheuerlich falsch“, erklärte der von Bush berufene Richter des Supreme Court. Das vor knapp 50 Jahren gefällte Grundsatzurteil sei „schlecht durchdacht“. Es habe „ein Recht erfunden, das nirgends in der Verfassung erwähnt wird“.

Nach bisher gültigen Grundsätzen von „Roe vs. Wade“ wäre ein vor



▲ Die Rücknahme der Entscheidung „Roe vs. Wade“ ist eine Kernforderung der Lebensrechtsbewegung. Seit 1974 findet zum Jahrestag des Urteils, dem 22. Januar, in Washington und andernorts ein „March for Life“ statt (im Bild 2019). Foto: KNA

dem obersten Gericht angefochtenes Gesetz aus Mississippi verfassungswidrig, das Abtreibungen nach der 15. Schwangerschaftswoche verbietet. Gemäß der aktuellen US-Rechtsprechung sind Abtreibungen weitgehend Privatangelegenheit. Erst im späteren Verlauf der Schwangerschaft, etwa ab der 23. Woche, nimmt der Schutz ungeborenen Lebens sukzessive zu. Dann können die Bundesstaaten in einem vom Supreme Court abgesteckten Rahmen Verbote erlassen.

1992 hatte das Oberste Gericht „Roe vs. Wade“ im Fall „Planned Parenthood vs. Casey“ noch im Wesentlichen bestätigt. Doch diesmal gab es bereits bei der Anhörung zur Anfechtung des strikten Abtreibungsgesetzes von Mississippi zu er-

kennen, dass es damit einverstanden sein könnte. Das verleiht dem Alito-Entwurf, dessen Echtheit bislang nicht bestätigt wurde, einige Glaubwürdigkeit. Sollte der Supreme Court tatsächlich so entscheiden, würden Abtreibungsregeln in erster Linie in die Kompetenz der 50 Bundesstaaten fallen.

In Erwartung eines bevorstehenden Endes von „Roe vs. Wade“ haben republikanisch geführte Bundesstaaten bereits juristische Mechanismen beschlossen, die ihre Abtreibungsgesetze unmittelbar in Kraft treten ließen. Von Florida bis Texas würden dann für Millionen Frauen wesentlich strengere Vorgaben und Fristen gelten.

Zuletzt verabschiedete Oklahoma einen Entwurf, der Schwanger-

schaftsabbrüche fast ausnahmslos verbietet. Er sieht vor, dass Abtreibung nur dann zulässig ist, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist. Ansonsten bleibt sie grundsätzlich eine Straftat, die mit bis zu zehn Jahren Gefängnis und 100.000 US-Dollar Geldstrafe geahndet werden kann.

Das Vorgehen in den republikanisch geführten Staaten stößt auf Gegeninitiativen in 17 demokratisch regierten Bundesstaaten; etwa New Jersey, das einen legalen Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen gesetzlich garantieren will – auch für Frauen, die aus Staaten mit weitgehenden Verboten kommen. Die öffentlichen Reaktionen nach Durchsickern des Alito-Entwurfs fielen heftig aus. Bereits kurz danach versammelten sich spontan Demonstranten beider Lager in Washington.

Die Führer der Demokraten in Senat und Repräsentantenhaus, Chuck Schumer und Nancy Pelosi, kritisierten, all jene, die Trumps Richter-Kandidaten unterstützt hätten, weil sie keine Änderung bei „Roe vs. Wade“ erwartet hätten, müssten sich nun „gegenüber dem amerikanischen Volk erklären“.

Der texanische Senator Ted Cruz sieht indes keinerlei Rechtfertigungsbedarf. Er stimmt in den Jubel der Abtreibungsgegner ein. „Das ist ein großartiger Sieg für das Leben“, sagte er. „Das wird das Leben von Millionen Babys retten.“ Bernd Tenhage

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Hintergrund

Das Grundsatzurteil „Roe vs. Wade“

Im Grundsatzurteil „Roe vs. Wade“ (Roe gegen Wade) entschied der Oberste Gerichtshof der USA am 22. Januar 1973, dass staatliche Gesetze, die Abtreibungen verbieten, gegen die Verfassung der Vereinigten Staaten verstoßen. Seither sind in den meisten US-Bundesstaaten Abtreibungen nahezu uneingeschränkt möglich. Die Bezeichnung geht auf den zum Schutz der Klägerin gewählten Alias-Namen „Jane Roe“ zurück, in Anlehnung an den in den USA oft für nicht identifizierte Personen verwendeten Platzhalternamen „John Doe“. Beklagter für den Staat Texas war der damalige Bezirksstaatsanwalt des Dallas County, Henry Wade.

Geklagt hatte die damals 22-jährige Texanerin Norma McCorvey, die ihre ersten beiden Kinder wegen ihrer schwierigen sozialen Lage zur Adoption freigegeben hatte. Eine erneute Schwangerschaft abzubrechen, wäre ihr laut Gesetz des Bundesstaats Texas nur im Fall einer eigenen gesundheitlichen Gefährdung gestattet gewesen. Ihre Anwältinnen sahen in dieser Beschränkung eine Verletzung des Rechts auf Privatsphäre nach dem 14. Verfassungszusatz und initiierten eine Klage beim Bundesbezirksgericht für Nord-Texas. Das Gericht erklärte zwar, das Gesetz verstoße gegen die Bundesverfassung und müsse überarbeitet wer-

den, lehnte jedoch seine Aufhebung ab. Der Oberste Gerichtshof nahm die Berufung an. Unterdessen hatte McCorvey ihr drittes Kind geboren und ebenfalls zur Adoption freigegeben. Laut „Roe vs. Wade“ darf eine Frau die Schwangerschaft bis zum Zeitpunkt der Lebensfähigkeit des Fötus abbrechen, die damals mit der 28., heute etwa mit der 24. Schwangerschaftswoche angesetzt wird. Nach dem dritten Monat darf der Staat das Abtreibungsverfahren regulieren, aber nur soweit zum Schutz der Gesundheit der Frau nötig. „Roe vs. Wade“ zählt zu den gesellschaftlich umstrittensten Entscheidungen in der Geschichte des Supreme Court. KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

... für alle jungen Menschen, die ja zu einem Leben in Fülle berufen sind; am Beispiel Marias mögen sie hören lernen, gutes Unterscheiden, Mut zum Glauben und Bereitschaft zum Dienen.



NEUE KURIENVERFASSUNG:

Vatikan-Kommission begleitet Reform

ROM (KNA) – Die Umsetzung der Kurienreform im Vatikan soll von einer eigenen Kommission begleitet und kontrolliert werden. Wie aus einem Papst-Erlass dazu hervorgeht, besteht ihre Aufgabe darin, die derzeit geltende Allgemeine Ordnung der Römischen Kurie sowie die Statuten der einzelnen Behörden an die neue Kurienverfassung anzupassen. Am 5. Juni, zu Pfingsten, soll die Kurienverfassung „*Prædicare Evangelium*“ in Kraft treten (*wir berichteten*).

Der von Papst Franziskus eingesetzten Kommission gehören die Leiter mehrerer Institutionen an, unter anderen der Substitut im Staatssekretariat, Erzbischof Edgar Peña Parra, der Leiter der vatikanischen Vermögensverwaltung, Nuntio Galantino und der Leiter des Wirtschaftssekretariats, Juan Antonio Guerrero.

Die allgemeineren Vorschriften der am 19. März veröffentlichten Konstitution *Prædicare Evangelium* („Verkündet das Evangelium“) müssen in einer allgemeinen Kurienordnung konkretisiert werden. Zudem hat jede einzelne vatikanische Behörde ein eigenes Statut.

„Wir sind keine Staatskleriker“

In einem Interview distanziert sich der Papst deutlich von Patriarch Kyrill I.

ROM – Papst Franziskus verurteilt mit unverändert klaren Worten den Krieg in der Ukraine. Über die Protagonisten auf russischer Seite äußerte er sich in einem Interview nun aber deutlich kritischer als bisher. Auch eine Reise nach Moskau würde ihm vorschweben.

Nun also doch: Franziskus spricht im Zusammenhang mit dem Krieg und den Gründen dafür auch über Russland und Wladimir Putin. Erstmals seit Beginn der Kämpfe nannte er beide namentlich – auch wenn er schon bisher aus seiner Verurteilung des russischen Angriffskriegs nie einen Hehl gemacht hat. Dass diese nicht deutlich genug ausgefallen sei, konnten wohl nur jene sagen, die ihm in den vergangenen Wochen nicht gut genug zugehört hatten.

„Am ersten Tag des Kriegs habe ich den ukrainischen Präsidenten Selenskyj angerufen“, sagte der Papst vorige Woche der Zeitung „*Corriere della Sera*“; „Putin hingegen habe ich nicht angerufen.“ Nun aber sei er bereit, auch nach Moskau zu gehen, gestand er. Bereits Mitte März bat Franziskus seinen Kardinal-Staatssekretär Pietro Parolin, „Putin die Botschaft zu übermitteln, dass ich bereit sei, nach Moskau zu gehen“. Und: „Wir haben noch keine Antwort erhalten und beharren weiter darauf – obwohl ich befürchte, dass Putin zu diesem Zeitpunkt nicht zu diesem Treffen kommen kann und will.“

Um Protokolle scherte sich der Papst aus Argentinien schon immer wenig – zumal wenn es darum geht, eine Brutalität zu stoppen, die er mit der in Ruanda 1994 vergleicht. Offen und freimütig plauderte Franziskus auch aus seinem Videogespräch mit dem russisch-orthodoxen Patriarchen Kyrill I. am 16. März. 40 Minuten lang habe er mit Kyrill gesprochen, sagte er. In den ersten 20 Minuten habe der Patriarch mit einer Karte in der Hand Rechtfertigungen für den Krieg vorgetragen. „Ich habe ihm zugehört und ge-

sagt: ‚Davon verstehe ich überhaupt nichts. Bruder, wir sind keine Staatskleriker und dürfen nicht die Sprache der Politik, sondern müssen die Sprache Jesu sprechen.‘“

Schon mit dem Begriff „Staatskleriker“ legte der Papst also den Finger in eine offene Wunde vieler orthodoxer Bischöfe. Bei Kyrill aber bohrte er nach: „Der Patriarch kann sich nicht zum Messdiener Putins machen.“ Das ist nicht mehr vornehm zurückhaltende Diplomatensprache – weder politisch, noch ökumenisch. „Wenn der Papst das so gesagt hat, war das gut so“, meint ein langjähriger Mitarbeiter des vatikanischen Ökumene-Sekretariats. Gerade in der orthodoxen Kirche verstehe man solch klare Ansagen besser als „weiches Drumherumreden“.

„Ich muss Putin treffen“

Franziskus bestätigte in dem Interview, dass ein für Juni geplantes Treffen mit Kyrill in Jerusalem nicht weiter verfolgt werde. Beide Seiten seien sich einig, dass dies ein ambivalentes Zeichen wäre. Und auch von einer Reise in die Ukraine nimmt der Pontifex zunehmend Abstand. Dem „*Corriere*“ sagte er mit Blick auf solche Überlegungen: „Ich spüre, dass ich nicht gehen sollte. Zuerst muss ich nach Moskau gehen, zuerst muss ich Putin treffen.“

Solche Fixierung auf Moskau nehmen Christen in der Ukraine mit Befremden wahr. Sie hatten schon lange vor dem Überfall mit einem Besuch des Papstes gerechnet. Franziskus aber schickte die Kurienkardinäle Konrad Krajewski und Michael Czerny.

In dem Interview übte der Papst auch an der Politik der Nato deutliche Kritik. Hinter jedem Konflikt stünden „internationale Interessen“. Vielleicht habe „das Bellen der Nato vor Russlands Toren“ Putin dazu gebracht, den Konflikt auszulösen, gab er zu bedenken. Dieser Konflikt sei von außen geschaffen worden. Er könne nicht sagen, ob es richtig sei, die Ukraine jetzt mit Waffen zu versorgen.

Franziskus' Kritik an ihrem Patriarchen wies die russisch-orthodoxe Kirche unterdessen zurück. Es sei bedauerlich, dass der Papst einhalb Monate nach seinem Gespräch mit Kyrill „einen unkorrekten Ton gewählt hat, um den Inhalt dieses Gesprächs weiterzugeben“, erklärte das Außenamt des Moskauer Patriarchats. Solche Äußerungen würden „kaum zum Zustandekommen eines konstruktiven Dialogs zwischen der römisch-katholischen und der russisch-orthodoxen Kirche beitragen, der besonders in der jetzigen Zeit notwendig ist“, mutmaßte man.

Roland Juchem/KNA



◀ Ein Bild aus friedlichen Zeiten: Franziskus und Kyrill I. bei ihrem Treffen 2016 in Havanna.

Foto: KNA

DIE WELT



CHARLES DE FOUCAULD

Der Gott in der Wüste fand

Aus dem Lebemann wurde ein Priester und Einsiedler, der den Armen dienen wollte

ROM/BONN – Als Wüsteneremit wollte er Jesus nachfolgen und mit den Armen unter den algerischen Tuareg solidarisch sein. Der selige Charles de Foucauld, den Papst Franziskus nun heiligspricht, ist vielen Vorbild für ein einfaches Leben an der Seite der Ausgegrenzten.

Lebemann, Offizier, Forschungsreisender, Mönch und Priester, Eremit – schon diese Schlagworte zeigen, wie reich an Wendungen das Leben de Foucaulds war. Doch gerade an seinem Beispiel lässt sich auch erkennen, wie tief sich ein Mensch von Gott verwandeln lassen kann. Für die Kirche ein Grund, ihn 2005 selig- und nun heiligzusprechen.

Am 15. September 1858 im elsässischen Straßburg in eine der reichsten Familien Frankreichs geboren, wird Charles mit sechs Jahren Vollwaise, wächst bei seinem Großvater auf. Die Mutter hatte früh mit dem Jungen gebetet; in seiner Jugend hat er aber mit Gott nichts mehr am Hut. „Mit 17 Jahren war ich durch und durch egoistisch und gottlos“, blickt er später zurück. Mit 18 beginnt er eine Ausbildung an der Militärschule und wird Offizier.

„Vergnügen“ in Tunesien

Zwei Jahre später stirbt sein Großvater. Das Erbe ermöglicht ihm ein ausschweifendes Leben. 1880 wird er nach Algerien versetzt und entlassen, weil er seine Geliebte ins Land geschmuggelt hatte. Er bewirbt sich erneut, als er von einem neuen Einsatzort in Tunesien erfährt. „Ein so seltenes Vergnügen wie diese Art von Unternehmung darf man sich nicht entgehen lassen“, notiert er. 1882 bricht er jedoch die Militärlaufbahn endgültig ab und will den Orient bereisen.

Eine Erkundungsreise führt ihn 1883 nach Marokko, 1885 durch-



▲ Ab 1905 als Einsiedler bei den Tuareg im südalgerischen Hoggar-Gebirge findet Charles de Foucauld (links) schließlich seine Berufung. Foto: KNA

quert er die südalgerische Wüste. Ihn faszinieren die gottergebene Frömmigkeit der Muslime und ihre Gastfreundschaft. „Angesichts dieses Glaubens und von Menschen, die in ständiger Gegenwart Gottes leben, ahnte ich, dass es etwas Größeres und Wahreres geben musste jenseits der Geschäftigkeit der Welt“, schreibt er.

Diese Ahnung lässt ihn nicht mehr los. Zurück in Frankreich – inzwischen berühmt wegen seiner Forschungsberichte und von der Französischen Geographischen Gesellschaft ausgezeichnet – möchte er mehr über seine eigene Religion erfahren. Doch statt des gewünschten Unterrichts fordert ihn sein späterer geistlicher Begleiter, Abbé Henri Huvelin, zunächst auf, zu beichten und sein Leben in Gottes Hand zu legen. Als er spürt, dass es einen Gott gibt, der ihn trotz aller bisherigen Verfehlungen annimmt, möchte er ihm nachfolgen, „soweit es meine Schwachheit zulässt“.

De Foucauld will keine halben Sachen. Er tritt in den Trappistenorden ein. Ab 1890 lebt er sieben Jahre als Mönch in Frankreich und Syrien. Doch in der Nachfolge Jesu, seines „geliebten Bruders und Herrn“, sind ihm die Trappisten noch nicht radikal genug. So zieht es den Gottsucher 1897 in die Heimat Jesu, nach Nazareth, wo er drei Jahre zurückgezogen und meditierend als Diener in einem Klarissenkloster lebt.

Den Armen ein Freund

Der Gedanke an einen Gott, der wie Jesus dient, statt zu herrschen, berührt ihn. Ein Satz von Abbé Huvelin wird für ihn zur Richtschnur: „Unser Herr hat so sehr den letzten Platz eingenommen, dass ihm niemand diesen Platz streitig machen konnte.“ Fortan strebt de Foucauld eben jenen „letzten Platz“ bei den Armen an, denen er – ungeachtet ihrer Religion – ein Bruder und Freund sein möchte.

In Nazareth wird ihm klar, dass er Jesus überall nachfolgen kann. Das möchte er an einem Ort, an dem er Ausgestoßenen und Außenseitern ein Bruder sein und sich nützlich machen kann. „Gerade Menschen, auf die man abfällig herabschaut, wollte Charles de Foucauld spüren lassen, dass sie von Gott nicht vergessen sind“, schreibt Andreas Knapp vom Orden der „Kleinen Brüder vom Evangelium“.

Zu den Tuareg ins Gebirge

In der westalgerischen Oasenstadt Béni Abbès errichtet der Mönch 1901 zunächst eine Einsiedelei und hofft auf Mitstreiter – wegen seines sehr asketischen Lebens aber vergeblich. Vier Jahre später zieht er zu den Tuareg ins südalgerische Hoggar-Gebirge, um im Sinne Jesu solidarisch, ganz bei den Ärmsten zu leben.

Er taucht in ihre Kultur ein, lernt die Sprache und schreibt ein Wörterbuch. Wie ein lebendiges Evangelium und ohne jede Missionsabsicht will er den Menschen den Gott der Liebe nahebringen. „Durch seine Gastfreundschaft und durch die Sorge für die Armen und Kranken wurde er vielen Menschen ein wirklicher Bruder“, berichtet Knapp.

Der Erste Weltkrieg erreicht 1916 auch Südalgerien. In den Wirren wird der Trappist, der sich nun Frère Charles de Jesus nennt – Bruder Karl von Jesus –, am 1. Dezember überfallen und erschossen. Die Gründung einer eigenen kleinen Gemeinschaft, die ihm vorschwebte, erlebt er nicht mehr.

Das Leben de Foucaulds inspiriert und hallt gleichwohl nach: Nach seinem Tod entstanden mehrere Gemeinschaften – neun allein im deutschsprachigen Raum –, die ein solidarisches Leben mit den Armen führen. Angelika Prauß

Aus meiner Sicht ...



Prälät Erich Läufer war bis zur Pensionierung Chefredakteur der Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln.

Erich Läufer

Siebtes Werk der Barmherzigkeit

In der Gerichtsrede Jesu ist von sechs Werken der Barmherzigkeit die Rede (Mt 25). Schon im vierten Jahrhundert wurde ein siebtes Werk hinzugefügt: Tote begraben. Das geht auf den frommen Tobit zurück, von dem im Alten Testament erzählt wird, dass er heimlich alle bestattete, die der König Sanherib hinrichten ließ und deren Leichen einfach über die Stadtmauer geworfen wurden (Tobit 1,17f).

In diesen Tagen treibt mich dieser Bibeltext um. Warum? Der Krieg Wladimir Putins gegen die Ukraine zeigt zahlreiche Beispiele, wie achtilos mit den Toten umgegangen wird. Fotos und Augenzeugen liefern Beweise, dass mitunter tagelang Leichen herumliegen: auch

getötete Zivilisten, zurückgelassen von marodierenden russischen Söldnern und Soldaten. Wir sollten uns hüten zu sagen „So sind eben Russen“! Und doch sind diese Gräueltaten zu oft in ihrem Namen geschehen. Verblutete Menschen auf Straßen. Gefesselt. Gefoltert. Vergewaltigt. Erschlagen. Erschossen. Lieengelassen wie wertlose Ware und schließlich in Säcke gepackt und in Massengräbern verscharrt.

Es ist ein großes und auch unverständliches Ärgernis, dass Patriarch Kyrill I., Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, den Angriffskrieg gegen die Ukraine nicht nur verteidigt, sondern als Gehilfe Putins ihn und seine Armee zum Krieg ermutigt und sogar segnet. Was in Putin eigentlich vorgeht, wissen wir

nicht. Es gibt aber ein Sprichwort, das uns weiterhelfen könnte. Wenn jemand sich über alles hinwegsetzt, um brutal und hemmungslos seine Ziele zu erreichen, sagen wir oft: Da geht einer über Leichen. Ist Putins Krieg dafür ein Beispiel?

Tote würdig zu begraben, ist Ausdruck dafür, dass der Verstorbene nicht vergessen wird. Wenn Christen Bestattung als Werk der Barmherzigkeit verstehen, dann in der Überzeugung, jedem Verstorbenen die Ehre zu erweisen, die damals Josef von Arimathäa, Maria und die Frauen jenseits der Stadtmauer Jerusalems Jesus erwiesen haben. Es ist das Mindeste, was man einem Menschen schuldig ist – egal ob er Freund war oder Feind.



Cornelia Kaminski ist Bundesvorsitzende der Aktion Lebensrecht für Alle (ALFA e.V.).

Cornelia Kaminski

Der Hass auf den Menschen

Die Nachricht aus Washington hat ein Erdbeben ausgelöst. Lebensrechtler in der ganzen Welt hatten zuvor mit Spannung eine Entscheidung des Supreme Court über die Rechtmäßigkeit des Abtreibungsurteils „Roe vs Wade“ erwartet. Nun hat ein an die Öffentlichkeit gedrucktes Dokument Wochen vorher offengelegt, wie dieses Urteil wohl ausfallen wird: Es war falsch, Abtreibungen eines Fötus vor seiner Lebensfähigkeit außerhalb des Mutterleibs grundsätzlich zu erlauben, erklärt Richter Samuel Alito in seiner Stellungnahme.

Abtreibungsbefürworter sind entsetzt und erzürnt. Ihr Zorn entlädt sich in finsternen Drohungen gegen Alito sowie alle anderen

Richter, von denen erwartet wird, dass sie seiner Meinung folgen. Hilfszentren, in denen Frauen im Schwangerschaftskonflikt Unterstützung bekommen, sehen sich Aggressionen und Vandalismus ausgesetzt. „Heartbeat International“, eigens zur Unterstützung solcher Zentren gegründet, zählt in einer E-Mail fünf Wege auf, wie sie sich dagegen schützen können – Überwachungskameras anbringen, niemals allein im Zentrum arbeiten, eine Alarmanlage installieren und den Versicherungsschutz für das Gebäude überprüfen. Man solle sich nicht davor scheuen, die örtlichen Sicherheitskräfte zu alarmieren.

Woher kommt der Hass, mit dem nun diejenigen verfolgt werden, die sich für das

Lebensrecht aller Menschen einsetzen? Es ist der Hass auf den Menschen, so wie Gott ihn geschaffen hat, der sich hier entlädt. Es ist der unbändige Wille, den Weg zur totalen Selbstbestimmung auch für den Preis etlicher Leichen am Wegesrand zu beschreiten.

Die mutigen Richter am Supreme Court haben erkannt, dass dieser Weg in den gesellschaftlichen Abgrund führt. Wir sollten nun den letzten Rat beherzigen, den „Heartbeat“ seinen Mitgliedern empfiehlt: „Vergesst nicht zu beten.“ Das stellt uns in die direkte Partnerschaft mit Gott, dessen Willen wir tun, wenn wir uns für die Schwächsten engagieren. Das Gebet ist die schärfste Waffe der Christenheit: Nutzen wir sie!



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Zusammenhalt im eigenen Land

Der Fall der Berliner Mauer ist nun schon bald 33 Jahre her; der Tag der Deutschen Einheit jährt sich im Oktober zum 32. Mal. Dennoch gibt es nach wie vor „Menschen im Osten, die sich nicht hinreichend angenommen oder angenommen fühlen“, wie es der frühere brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) formuliert. „Ich wünsche mir, dass wir aus diesem Identitätsgefühl ein Gefühl des Stolzes, des Zupackens, des Mutes machen.“ Erreichen möchten Platzeck und eine von ihm geleitete Arbeitsgruppe dies mit einem „Zukunftszentrum für Europäische Transformation und Deutsche Einheit“. Dieses Zentrum soll auch ein Ort werden, an dem man Fragen der

Demokratie-Stabilisierung und der weiteren Ausgestaltung der Demokratie bearbeitet.

Die Idee zur Schaffung eines „Zukunftszentrums“ geht auf eine Empfehlung der „Kommission 30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit“ zurück. Ausgerechnet ein ehemaliges Mitglied dieser Kommission, der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk, hat kürzlich einen Aufruf mit angestoßen, wonach sich das Zentrum europäischer ausrichten müsse. Der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine zeige, „dass nationale Selbstbetrachtungen unangebracht sind und zu kurz greifen“. Die Konzeption des Zentrums müsse „die politischen und kulturellen Bündnisse zwischen der deutschen Zivilgesellschaft und den euro-

päischen Nachbarn“ stärken, um gemeinsam Freiheit und Demokratie gegen autoritäre Herrschaft zu verteidigen.

Bündnisse für Freiheit und Demokratie sind gewiss wichtig und wertvoll. Aber wie kann man eine Würdigung und Stärkung der Friedlichen Revolution, der vielleicht größten historischen Leistung, die Deutschland je erbracht hat, als „unangebrachte nationale Selbstbetrachtung“ abtun? Bevor man Bündnisse mit den Nachbarn stärkt, muss erstmal der Zusammenhalt im eigenen Land tragfähig gemacht werden. Genau dies ist eines der Ziele des Zukunftszentrums – und das hat auf dieser Ebene mit dem Ukrainekrieg, so schrecklich er auch ist, gar nichts zu tun.

Leserbriefe

Ukrainer statt Muslime

Zu „Die meisten erleichtert“
in Nr. 12:

Viele Menschen sind verwundert über die Aufnahme so vieler Menschen aus der Ukraine in Polen und Ungarn, haben sich beide Länder doch 2015 vehement der Flüchtlingsaufnahme aus der muslimischen Welt widersetzt. Es liegt wohl daran, dass Polen und Ungarn den Koran gründlich gelesen haben und Ungarn fast 150 Jahre unter muslimischer Herrschaft stand.

Judentum, Christentum und Islam haben gemeinsame Wurzeln, aber nur dem Islam hat Gott alles Wissen offenbart: So lautet die Vorstellung der Muslime. Für Muslime bedeutet Integration in die Welt der Ungläubigen, den eigenen Glauben zu verraten. Gleichzeitig ist es ein Abstieg in eine Gesellschaft, die nicht im Besitz der absoluten göttlichen Wahrheiten ist.

Der Koran gibt viele Verhaltenshinweise, die der Integration entgegenste-

hen: Der Kampf gegen die Ungläubigen und die Verbreitung des Islam sind Pflichten eines jeden Muslims; Muslime dürfen nicht durch Ungläubige regiert werden; Gläubige sollen keinen Ungläubigen zum Freund haben; Männer stehen über den Frauen; wer vom Islam abfällt, muss hart bestraft werden. Da im Islam ein religiöser Führer immer auch weltlicher Führer ist, entsteht zwangsläufig eine islamische Parallelgesellschaft.

Als liberale Muslime 2017 zu einer Protestveranstaltung gegen den islamischen Terroranschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt aufriefen, kamen von den mehr als fünf Millionen Muslimen hierzulande knapp 1000. Dies sollte uns zu denken geben! Die Integration der Muslime in die europäische Gesellschaft ist eine Illusion. Polen und Ungarn sind sich dessen bewusst.

Dr. Karl Albert Hahn,
36469 Tiefenort



Foto: privat

Auf einem Feld bei Augsburg werden Kartoffeln gesetzt.

Nicht grenzenlos

Zu „Sorgen im globalen Dorf“ und
„Hunger und wenig Hoffnung“
in Nr. 13:

Offenbar registrieren die Menschen erst durch die gegenwärtige Krise, dass Nahrungsmittel nicht grenzenlos zur Verfügung stehen. Zumindest weiß jetzt jeder, dass die Landwirtschaft systemrelevant ist. Es ist deshalb schwer zu verstehen, dass von vielen Menschen die Landwirtschaft geradezu malträtirt wurde.

Jetzt dreht sich der Spieß! Den Verbrauchern wird klar, dass die Lebensmittel zwar in den Regalen liegen, aber, wie schon zu Urzeiten, von den

Bauern mit Hilfe der Natur erzeugt werden müssen. Endlich bekommt der bäuerliche Berufsstand das Ansehen, das er schon immer verdient hätte. Warum braucht es dazu diese Krise?

Übrigens wird – zumindest in den meisten Fällen – sehr wohl „angemessen“ mit Grund und Boden umgegangen. Allerdings müssen auch Häuser und Fabriken gebaut werden, damit die Wohnungssuchenden – zum Beispiel Flüchtlinge aus der Ukraine – wohnen können und eine Arbeit finden. Der Versorgungsgrad bei Lebensmitteln in Deutschland beträgt stattliche 90 Prozent. Somit ist die Abhängigkeit durchaus überschaubar.

Jakob Förg, 86199 Augsburg

Leser dichten

Von Regina Lenzer aus 89429 Bachhagel hat uns ein Gedicht erreicht. „Der Friedensgruß“ ist es überschrieben – und passt sehr gut zur aktuellen Kriegs- und Krisensituation in Europa. Der Text gibt ein Zeichen der Hoffnung.

Nun macht Euch bereit zum Friedensgruß,
gebt ein Zeichen der Hoffnung den Menschen der Erde,
erschafft einen Ring von Blick zu Blick,
bis er die Erde friedvoll umgibt.
Dass Frieden sei in jedem Land!

Schließt alles mit ein, was lebt auf der Welt,
gebt den Völkern, Kulturen, gebt allen ein Zeichen!
Tragt Liebe hinaus in Haus und Heim
und lasst uns Schwestern und Brüder sein!
Lasst Liebe in die Herzen hinein.

Schließt alle mit ein in den Friedensgruß!



▲ Die Position des Papstes im Ukraine-Krieg ist umstritten. Foto: KNA

Kein gerechter Krieg

Zu „Der Papst schlägt keine Türen zu“ in Nr. 14:

Der 1875 geborene Archimandrit Spiridon war ein russisch-orthodoxer Priester, der in Straflagern in Sibirien war. In seinem Buch „Verstoßene Seelen“ findet sich ein Auszug aus einer seiner Predigten: „Solange die Christen Kriege führen, haben sie niemals das Recht, sich Christen zu nennen.“

Der gegenwärtige Krieg in der Ukraine kann kein gerechter oder gar heiliger Krieg sein, wie der orthodoxe Patriarch Kyrill predigt. Da nützt es auch nichts, wenn Putin am 18. März im Moskauer Luschniki-Stadion die Bibel zitiert: „Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben lässt für seine Freunde.“ Patriarch Kyrill scheidet der ganzen Christenheit.

Karl Ehrle, 88441 Mittelbiberach

Ins Abseits

Zu „Geschwiegen“ (Leserbriefe)
in Nr. 14:

Herzlichen Dank dem Schreiber des Leserbriefs. Er spricht das aus, was viele denken. Wenn sich Papst Franziskus zu den Greueln im Ukraine-Krieg in Schweigen hüllt, wird die Kirche sich ins Abseits manövrieren. Hier wird die Glaubwürdigkeit der Christen auf eine harte Probe gestellt.

Peter Eisenmann, 68647 Biblis

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Verschiedenes

Schmalfilm & Video auf DVD

Super8, Normal8, Doppel8
Alle Formate VHS, Hi8, MiniDV

www.filme-sichern.de · 08458 / 38 14 75

Frohe Botschaft

Fünfter Sonntag der Osterzeit

Lesejahr C

Erste Lesung

Apg 14,21b–27

In jenen Tagen kehrten Paulus und Bárnaabas nach Lystra, Ikónion und Antióchia zurück. Sie stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, treu am Glauben festzuhalten; sie sagten: Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen.

Sie setzten für sie in jeder Gemeinde Älteste ein und empfahlen sie unter Gebet und Fasten dem Herrn, an den sie nun glaubten.

Nachdem sie durch Pisídien gezogen waren, kamen sie nach Pamphýlien, verkündeten in Perge das Wort und gingen dann nach Attália hinab. Von dort segelten sie nach Antióchia, wo man sie für das Werk, das sie nun vollbracht hatten, der Gnade Gottes übereignet hatte.

Als sie dort angekommen waren, riefen sie die Gemeinde zusammen und berichteten alles, was Gott mit ihnen zusammen getan und dass er den Heiden die Tür zum Glauben geöffnet hatte.

Zweite Lesung

Offb 21,1–5a

Ich, Johannes, sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr.

Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat.

Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein.

Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen.

Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu.

Evangelium

Joh 13,31–33a.34–35

Als Judas vom Mahl hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. Wenn Gott in ihm verherrlicht ist, wird auch Gott ihn in sich verherrlichen und er wird ihn bald verherrlichen.

Meine Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.

►
Johannes schaut das neue Jerusalem:
Illustration der sogenannten Cloisters-
Apokalypse, um 1330, The Metropolitan
Museum of Art, New York.

Foto: gem



Die Predigt für die Woche

Gott wird bei uns sein

von Wolfgang Thielmann

Die zweite Lesung ruft in mir eine besondere Erinnerung wach. Ich habe sie meiner Mutter in den Stunden ihres Sterbens vorgelesen. Sie lag im Bett ihres Altenheimzimmers. Schon seit Stunden hatte sie keine Reaktion mehr gezeigt. Ich saß neben ihr und hatte ihre Hand ergriffen, damit sie nicht allein war. Als ich las, glaubte ich zu spüren, dass noch einmal, ganz sacht, eine Regung durch ihren Körper ging.

Wir kannten beide diesen Bibelabschnitt. Meine Mutter las viel in der Bibel. Das habe ich übernom-

men. Deshalb konnten wir beide in diesen Momenten darauf zurückkommen. Die Gedanken waren uns vertraut. Zugleich entfaltete das anrührende Bild aus der Offenbarung jetzt seinen ganzen Trost.

Meine Mutter hat ihre letzten Wochen mit Krankheit und Schwäche mühselig durchgestanden. Sie musste in ein Heim umziehen, weil ihre Kräfte nicht mehr reichten, um allein zu leben. Das hat sie als inneren Absturz erlebt. Sie hatte nie damit gerechnet. Das machte auch mich traurig. Wie gern hätte ich ihr geholfen! Zwei Tage zuvor hatten wir gemeinsam einen Arzt besucht. Ich hoffte, dass sie noch einmal neue Energie spüren würde. Jetzt fiel es mir unendlich schwer, den Menschen loszulassen, der mein ganzes Leben begleitet hatte.

An einem Sonntag waren ihre Kräfte aufgebraucht. Nachmittags konnte ich sie noch ansprechen. Am Abend schwanden ihr allmählich die Sinne. Ich habe mich an ihr Bett gesetzt. Habe die Lieder gesungen, die ihr zeitlebens viel bedeutet haben. Und Abschnitte aus der Bibel gelesen, von denen ich wusste, dass sie sie kannte.

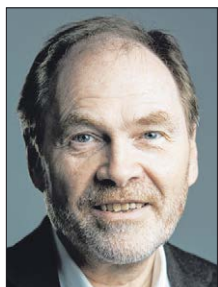
„Ich mache alles neu“

Als letzten habe ich dieses Kapitel aus der Offenbarung aufgeschlagen, bevor ich tief in der Nacht nach Hause gegangen bin. Ich habe den Trost geradezu körperlich gespürt: Gott, der ferne, an den ich gerade viele Fragen hätte, nimmt einmal Wohnung unter uns. Er wird bei uns sein. Und er selbst wird unse-

re Tränen abwischen, unser Leid in Freude verwandeln. Statt Tod wird nur noch Leben da sein. Ich bin zuversichtlich, dass diese Wort auch meine Mutter auf ihrem Weg durch das Todestal geleitet haben.

Und die Hoffnung darauf, diese neue Zeit einmal mit ihr zusammen zu erleben, ohne die Mühsal ihrer letzten Wochen, hat mir geholfen, mit ihrem Tod und der Wunde, die er reißt, zu leben und neue Kräfte aus dem Dank darüber zu beziehen, was sie für mein Leben bedeutet.

Seit ihrem Tod fällt es mir leichter, an die Vision von Gott zu glauben, der einmal einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. Der die alte Erde beiseiteräumt, ohne zu sagen wie. Der unsere ungeklärten Fragen gegenstandslos werden lässt: Wir werden sie nicht mehr stellen müssen, weil die Gegenwart Gottes sie mit ihrem Licht überstrahlt. Und ich möchte dabei mithelfen, dass schon jetzt Menschen getröstet werden und Beistand bekommen, deren Leben bedroht ist.





Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, fünfte Osterwoche

Sonntag – 15. Mai

Fünfter Sonntag der Osterzeit

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierlicher Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 14,21b-27, APs: Ps 145,1-2.8-9.10-11.13c-14, 2. Les: Offb 21,1-5a, Ev: Joh 13,31-33a.34-35

Montag – 16. Mai

Hl. Johannes Nepomuk, Priester, Märtyrer

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 14,5-18, Ev: Joh 14,21-26; **Messe vom hl. Johannes** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 17. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 14,19-28, Ev: Joh 14,27-31a

Mittwoch – 18. Mai

Hl. Johannes I., Papst, Märtyrer

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 15,1-6, Ev: Joh 15,1-8; **Messe vom hl.**

Johannes (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 19. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 15,7-21, Ev: Joh 15,9-11

Freitag – 20. Mai

Hl. Bernhardin von Siena, Ordenspriester, Volksprediger

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 15,22-31, Ev: Joh 15,12-17; **Messe vom hl. Bernhardin** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 21. Mai

Hl. Hermann Josef, Ordenspriester, Mystiker

Hl. Christophorus Magallanes, Priester, und Gefährten, Märtyrer M. vom Tag (weiß); Les: Apg 16,1-10, Ev: Joh 15,18-21; **Messe vom hl. Hermann Josef** (weiß)/**vom hl. Christophorus und den Gefährten** (rot); jew. Les u. Ev v. Tag o. aus den AuswL

Gebet der Woche

Eine große Stadt erhebt,
die vom Himmel niedergeht
in die Erdenzeit.
Mond und Sonne braucht sie nicht;
Jesus Christus ist ihr Licht,
ihre Herrlichkeit.

Lass uns durch dein Tor herein
und in dir geboren sein,
dass uns Gott erkennt.
Lass herein, die draußen sind;
Gott heißt Tochter, Sohn und Kind,
der dich Mutter nennt.

Dank dem Vater, der uns zieht
durch den Geist, der in dir glüht;
Dank sei Jesus Christ,
der durch seines Kreuzes Kraft
uns zum Gottesvolk erschafft,
das unsterblich ist.

Lied von Silja Walter zur zweiten Lesung, Gotteslob 479

Glaube im Alltag

von Pfarrer Stephan Fischbacher



Auf einer Reise mit dem ICE wurde der Zug auf offener Strecke angehalten. Der Zugführer bat die Fahrgäste per Durchsage um Verständnis: Es handle sich um eine technische Untersuchung am Zug. Nach einer Stunde geduldigen Wartens kam die Nachricht, der Zug müsse zum Ausgangsbahnhof zurückgebracht werden, natürlich mit langsamem Tempo, eine Weiterfahrt sei nicht zu verantworten. Unter uns Passagieren begann das eifrige Telefonieren, das Suchen nach Verbindungen und Anschlüssen und die große Unsicherheit: „Komme ich heute Abend überhaupt noch an?“

Aber nicht nur das. Erst waren wir noch zögerlich, aber spätestens ab der Nachricht, der Zug müsse zurück, kamen die einander wildfremden Fahrgäste miteinander ins Gespräch: Wo kommen Sie her, wo müssen Sie hin? Wie sieht es mit den Anschlüssen aus? Die Erfahrungen wurden geteilt, sich gegenseitig Hilfe angeboten. Geschichten erzählt und vieles mehr.

Eine erstaunliche Verwandlung, die alle beobachten können, die schon mal mit öffentlichen Verkehrsmitteln gestrandet sind. Solange alles glatt läuft, hält man höflich Abstand und Distanz. Die meisten wollen die anderen nicht stören und auch selbst nicht gestört werden. Manche arbeiten, manche telefonieren, manche lesen oder schauen einen Film. Andere schlafen. Aber dass Fremde in Kontakt kommen, ist eher selten, selbst im Bordrestau-

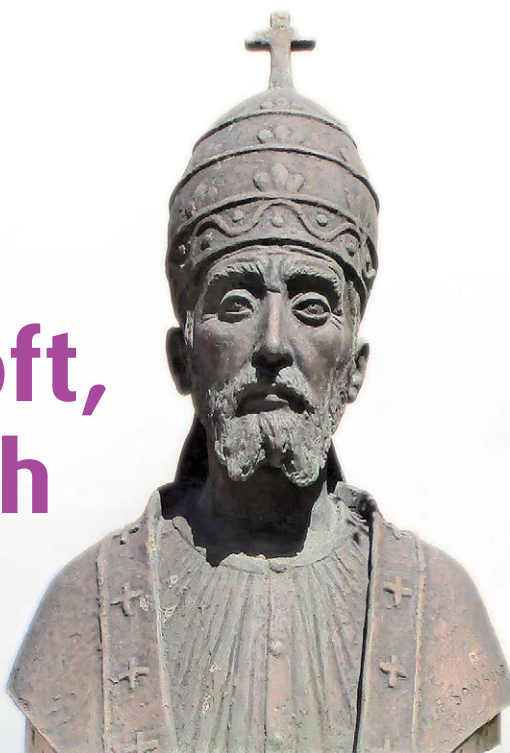
rant. Erst wenn es zu Störungen kommt, beginnen die Menschen aufzutauen. Woran liegt das?

Trotz aller Individualisierung und trotz des Bedürfnisses nach Abgrenzung des Einzelnen ist der Mensch doch als Gemeinschaftswesen erschaffen. Niemand kann allein existieren, gemeinsam schaffen wir, was allein unmöglich ist. Eine Krise löst in uns das Bedürfnis nach Gemeinschaft aus, weil wir spüren: Gemeinsam können wir Gefahren besser bestehen. So werden Krisenzeiten oft als Zeiten von Hilfsbereitschaft und Gemeinsamkeit wahrgenommen. Das beobachten wir bei Hochwassern, nach Bränden, selbst im schrecklichen Krieg Russlands, wo viele ukrainische Opfer bei sich zu Hause aufnehmen und sich in der Flüchtlingshilfe engagieren.

Die Bedeutung der Gemeinschaft wird auch im Hebräerbrief erkannt: „Lasst uns aufeinander achten und uns zur Liebe und zu guten Taten anspornen! Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander, und das umso mehr, als ihr seht, dass der Tag naht!“ (Hebr 10,24f.). Als Kirche steht es uns gut an, diesem Aufruf zu folgen und damit die Gemeinschaft darzustellen, zu der Gott alle Menschen ruft: mit ihm und untereinander.

WORTE DER HEILIGEN:
PAPST BONIFATIUS IV.

„Keiner, der für Gott kämpft, verwickelt sich in weltliche Geschäfte“



Heiliger der Woche

Papst Bonifatius IV.

geboren: in Valeria (Provinz L'Aquila)
Amtszeit: 25. August (oder 15. September) 608 bis 8. (oder 25.) Mai 615
gestorben: 8. Mai 615 in Rom
Gedenktag: 8. oder 25. Mai

Bonifatius war unter Papst Gregor dem Großen Diakon und Schatzmeister des Grundbesitzes der Kirche von Rom und wurde dessen dritter Nachfolger. Der byzantinische Kaiser Phokas überließ ihm das heidnische Pantheon (wörtlich: „Tempel aller Götter“), das Bonifatius zu einer Kirche umwidmete: Santa Maria ad Martyres, auch Santa Maria Rotonda genannt. Wie Gregor der Große wandelte auch er sein eigenes Haus in ein Benediktinerkloster um. *red*

610 hielt Papst Bonifatius in Rom eine Synode ab, bei der auch Mellitus, der Bischof von London, anwesend war. Bei dieser Synode ging es um die in England umstrittene Frage, ob Mönche das Priesteramt ausüben dürfen.

Die Antwort der Synode unter dem Vorsitz von Bonifatius lautete: „Es gibt manche Leute, die durch keinerlei Dogma gestützt, äußerst vermessen, mehr von bitterem als von liebevollem Eifer beseelt, behaupten, Mönche seien, da sie der Welt gestorben wären und nur für Gott lebten, unwürdig, das priesterliche Amt auszuüben. Sie könnten daher weder das Bußsakrament noch die Taufe spenden noch mit der von Gott dem priesterlichen Amt verliehenen Vollmacht von Sünden lossprechen.“

Sie irren sich total. Denn wenn alte Eiferer mit einer solchen Begründung recht hätten, dann hätte der seligste Papst Gregor, der dem Mönchsstand angehörte und wie wir den

Heiligen Stuhl innehatte, auf keinen Fall zur höchsten geistlichen Würde aufsteigen können. Denn diese höchste Gewalt des Bindens und LöSENS wird ja von Gott verliehen. Auch Augustinus, der Schüler desselben heiligsten Gregor, der hervorragende Verkünder bei den Angeln, und der seligste Martin von Pannonien, dessen Ruf der Heiligkeit weit und breit in die ganze Welt hinausstrahlt, auch sehr viele andere Heilige im so wertvollen Mönchsgewand dürften keinesfalls den bischöflichen Siegelring tragen, wenn sie, weil sie Mönche waren, daran gehindert würden, die vorgenannten Ämter auszuüben.

Auch Benedikt, der segensreiche Lehrer der Mönche, hat derlei auf keine Weise verboten, er hat nur angeordnet, dass sie von weltlichen Geschäften frei bleiben sollen. Dies wird freilich auch durch Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls und die Unterweisungen aller heiligen Väter nicht nur den Mönchen, sondern auch den Kanonikern strengstens befohlen. Denn keiner, der für Gott kämpft,

verwickelt sich in weltliche Geschäfte. So wird auch beiden Ständen nach den offensichtlichen Beispielen der vorgenannten Väter aus ganz offensichtlichem Grund vorgeschrieben, dass sie der Welt gestorben seien.

Durch das Beispiel so großer Väter unterwiesen, denen man sich nur unter größter Gefahr widersetzen kann, glauben wir, dass auf Weisung Gottes Priestermonche das Amt des Bindens und LöSENS würdig ausüben können, wenn sie auf rechte Weise zu diesem Dienst eingesetzt wurden. Dem stimmt unverzüglich zu, wer den Stand, die Haltung und Stellung der Mönche unvoreingenommen betrachtet. Wir geben also den strikten Befehl, dass die, die sich mit aller Kraft dafür einsetzen, die Priester mit Mönchsgelübde vom Priesteramt auszuschließen, künftig von einem derartigen frevelhaften Unternehmen abgehalten werden; denn je höher einer steht, desto mehr Einfluss übt er aus.“

*Zusammengestellt von
Abt em. Emmeram Kränkl*

Bonifatius IV. finde ich gut ...

„Der schönste Bau des alten Rom hatte also seine Rettung vorm Untergange der Kirche zu verdanken, die sich seiner zu ihrem Kultus bediente. Wenn dies nicht geschehen wäre, so würde das herrliche Monument im Mittelalter zu einer Adelsburg geworden sein, die Verwüstungen zahlreicher Kriegsstürme erlitten und nur in trümmerhafter Gestalt, wie das Grabmal Hadrians, sich erhalten haben. Mit Recht wurde diese glückliche Tat Bonifatius' IV. für groß genug geachtet, um als ein Titel der Unsterblichkeit auf sein Grab geschrieben zu werden.“

Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (1859 bis 1872), über das Pantheon



Zitat

zu Bonifatius IV.

Wie die Benediktsregel zeigt, sind die Mönche, die ein Gemeinschaftsleben im Kloster führen, normalerweise Laien. Doch ist weder die Aufnahme von Priestern in ein Kloster (Regula Benedicti c. 60) noch die Weihe von Brüdern zum Priester grundsätzlich ausgeschlossen. Doch warnt Benedikt vor klerikaler Überheblichkeit (c. 62):

„Wenn ein Abt die Weihe eines Priesters oder Diakons erbitten will, so wähle er aus seinen Mönchen einen aus, der würdig ist, den priesterlichen Dienst auszuüben. Der Geweihte aber hüte sich vor Überheblichkeit und Stolz. Er nehme sich nichts heraus und handle nie ohne Auftrag des Abtes: Er weiß ja, dass gerade er sich der Zucht der Regel zu fügen hat. Das Priesteramt sei ihm kein Anlass, den Gehorsam und die Ordnung der Regel zu vergessen, sondern er schreite mehr und mehr auf Gott zu!“

DIE UKRAINE LEIDET

Krieg, Korruption und Drogen

Als Jugendlicher baute Tadej ein Kloster wieder auf – Jetzt geht es um sein Land

LEMBERG (KiN) – Tadej wuchs nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion im Westen der Ukraine auf. Das Land erlebte damals eine kulturelle Wiedergeburt. Auch die jahrzehntlang verfolgte griechisch-katholische Kirche wagte ihren Weg aus dem Untergrund.

Als Kinder begleiteten Tadej und seine beiden Brüder ihre Mutter und Großmutter regelmäßig in das Basilianerkloster von Drohobytsh in der Nähe von Lemberg (Lwiw). Die Jungen waren so fasziniert von dem, was sie dort erlebten, dass sie zu Hause im Wohnzimmer die Liturgie der Mönche nachspielten.

Die Basilianer des heiligen Josaphat sind eine Mönchsgemeinschaft mit etwa 300 Mitgliedern. In der Sowjetzeit war sie verboten. Beim Zusammenbruch des Kommunismus war nur ein kleines Kloster in Warschau übriggeblieben. Seither setzte eine Wiederbelebung ein. Der Orden hat Niederlassungen in der Slowakei, Rumänien, Ungarn – und in der Ukraine: Die sechs Basilianerklöster im Westen sind seit Beginn der russischen Invasion zu Anlaufstellen für Flüchtlinge geworden.

In den 1990er Jahren lagen die Klosteranlagen noch in Trümmern. „Damals halfen viele junge Leute den Mönchen beim Wiederaufbau“, erzählt Tadej dem weltweiten katholischen Hilfswerk „Kirche in Not“. Auch er und seine Brüder machten



◀ Hunderte Flüchtlinge suchen Zuflucht in den Klöstern der Basilianer des heiligen Josaphat in der Westukraine.

Fotos: Kirche in Not

mit. „Das gab uns das Gefühl, Teil einer großen Familie zu sein.“

Doch diese Begeisterung für die Kirche wurde im Laufe der Jahre immer geringer. Tadej beschreibt sich selbst als „rebellischen Jugendlichen“, seine Leistungen in der Schule wurden schlechter. Als er bemerkte, dass die Männer seines Heimatdorfs die Kirche mieden, blieb auch er weg. Er hörte auf, seinen Glauben zu praktizieren.

Eine folgenreiche Lüge

Ein Gespräch im Unterricht und ein Tischtennispiel sollten eines Tages alles verändern, erzählt Tadej: „Einer meiner Lehrer fragte mich, ob ich in die Kirche gehe. Ich fühlte mich in der Zwickmühle, weil meine Mutter fast jeden Tag in die Kirche ging. Ich wollte ihre Frömmigkeit irgendwie nicht verraten.“ Also griff er zu einer Lüge: „Ich habe gesagt, dass ich am Sonntag in die Kirche gehe.“ Jetzt fühlte er sich verpflichtet, das auch einzulösen.

„Auf dem Weg zum Gottesdienst dachte ich, wie dumm ich doch sei: Ich sollte lieber zu Hause Computer spielen.“ Doch Tadej ging hin. Nach dem Gottesdienst luden ihn die Messdiener zu einer Partie Tischtennis ein. „Das hat sehr viel Spaß gemacht. Also bin ich jeden Tag in die Kirche gegangen, und danach haben wir Tischtennis gespielt.“ Ohne es zu merken, hatte Tadej einen neuen Freundeskreis gefunden.

Bald tauchte der Gedanke in ihm auf, dem Basilianerorden beizutreten.

Aber es gab ein Hindernis zu bewältigen. Sein Vater hatte wie viele andere Ukrainer im Ausland sein Geld für die Familie verdient. Als er wieder zu Besuch war, scherzten seine Eltern am Küchentisch; und Tadejs Vater sagte zu ihm: „Eines Tages wirst auch du eine Frau haben, und wissen, wie schwer das ist.“ In diesem Moment fühlte Tadej, dass die Zeit reif war. „Nein, das werde ich nicht. Ich möchte Mönchspriester werden“, sagte er.

Sein Vater war schockiert und forderte ihn auf, erst einmal zu studieren. Ein Jahr lang betete Tadej um die richtige Entscheidung. Dann beschloss er, schon nach dem Abitur ins Kloster einzutreten. Er teilte das seinem Vater mit und bat ihn um seine Zustimmung. Tadej war erleichtert, als er sie erhielt.

Jetzt ist er gerade dabei, sein Studium am Priesterseminar der Basilianer in Brujochowitschi am Rande von Lwiw abzuschließen, und bereitet sich auf die Priesterweihe vor. Dann soll er sein Studium in Rom fortsetzen – sofern dies wegen des Kriegs möglich ist. Sein Ziel ist jetzt mehr denn je: Die Ukraine wiederaufbauen, geistig wie materiell.

Denn neben den bislang unabsehbaren Kriegsfolgen seien Korruption und ein Misstrauen gegenüber den Institutionen weit verbreitet, sagt Tadej. Die Ukraine habe schon vor der russischen Invasion unter Armut, Arbeitslosigkeit und Drogenmissbrauch gelitten. Die traumatischen Erfahrungen des Kriegs

werden dies wohl alles verschärfen, befürchtet der angehende Priester.

Tadej ist voller Hoffnung, dass die Ukraine die aktuellen Bedrohungen überwinden kann: „Es ist wie mit dem Volk Israel nach der Befreiung aus Ägypten. Das Volk brauchte 40 Jahre, um die Zeit der Sklaverei zu überwinden. Wir brauchen Zeit, um uns zu verändern.“

Unberechenbare Lage

Doch Tadej und seine Mitbrüder brauchen jetzt jede Form der Hilfe, die sie bekommen können. Die Basilianerklöster in der Westukraine haben hunderte Flüchtlinge aufgenommen. Diese müssen versorgt und gepflegt werden. Dabei fehlten die notwendigen Mittel schon vor Kriegsbeginn, erzählt Pater Pantaleimon, der Leiter des Priesterseminars der Basilianer: „Seit ich Rektor bin, haben wir jedes Jahr die gleichen Einnahmen, aber die Preise haben sich verdoppelt. Seit Beginn des Kriegs ist die Lage unberechenbar geworden.“

„Kirche in Not“ unterstützt in der Ukraine Klöster, Pfarreien und kirchliche Einrichtungen, damit sie die notleidenden Menschen versorgen können. Das Hilfswerk ist in dem osteuropäischen Land schon seit 1953 aktiv und hat den Wiederaufbau kirchlicher Strukturen maßgeblich unterstützt. Die Ukraine braucht jetzt zupackende Seelsorger wie Tadej – um die Wunden an Leib und Seele zu heilen. Auch wenn es viel Zeit brauchen wird.



▲ Bereits einmal hat Tadej den Wiederaufbau seines Landes erlebt – nach der Sowjetzeit. Der angehende Priester ist überzeugt, dass die Ukraine auch die derzeitige Situation meistern wird.

ENTSCHLÜSSELUNGS-TALENT MARIAN REJEWSKI

Der Mann, der Hitler besiegte?

Vor 90 Jahren knackte Polens Geheimdienst die deutsche Chiffriermaschine Enigma

BROMBERG – Kaum einer kennt ihn. Und das, obwohl er einen bedeutenden Anteil daran hatte, dass Adolf Hitlers Traum vom „Endsieg“ vorzeitig ausgeträumt war: Marian Rejewski. Durch ihn gelang es dem polnischen Geheimdienst schon vor der NS-„Machtergreifung“, die Verschlüsselungsmaschine Enigma zu knacken und damit in die Nachrichtennetze der Deutschen einzudringen.

Rejewski wurde 1905 im damals deutschen, heute polnischen Bromberg geboren und war von Beruf Mathematiker. Von frühester Kindheit an war er mit der deutschen Kultur und Sprache vertraut. Und: Er war Mitarbeiter des polnischen Geheimdienstes. Schon 1932, vor 90 Jahren also, drangen er und seine Kollegen Henryk Zygalski und Jerzy Różycki ins Innenleben der deutschen Verschlüsselungsmaschine Enigma I ein.

Die polnische Regierung war dadurch schon lange vor dem deutschen „Überfall“ am 1. September 1939 über vieles informiert, was sich an ihrer Westgrenze zusammenbraute – allerdings unternahm sie wenig dagegen. Vielleicht wäre mit den Erkenntnissen des Geheimdienstes sogar „Auschwitz schon 1933 absehbar“ gewesen, meint der Berliner Historiker Sven Felix Kellerhoff.

Katholische Kontakte

Im Sommer 1929 hatte Marian Rejewski einige Monate in Göttingen verbracht, dort „Versicherungsmathematik“ studiert und über die katholische Studentenverbindung Palatia Kontakte in akademische Kreise geknüpft. Bei Kriegsausbruch 1939 waren es diese Seilschaften aus Göttingen, die mit dafür sorgten, dass Rejewski und Kollegen nach England fliehen konnten.

In Rumänien und Frankreich fanden sie Unterschlupf in Klöstern und Pfarrhäusern, berichtete später Rejewskis Tochter. Von dort ging es weiter nach Algerien und schließlich 1943 nach Großbritannien. Dort forschten Rejewski und seine Kollegen in Boxmoor weiter, während es dem britischen Militär in Bletchley Park gelang, einen Großteil der deutschen Funksprüche zu entschlüsseln.

Ab 1930 hatte Rejewski an der Universität Posen Mathematik gelehrt und einen vom Innenministe-



Eine Enigma aus der Nazi-Zeit. So sicher, wie die Deutschen glaubten, war ihr Verschlüsselungsmechanismus nicht.

rium organisierten Dechiffrierkurs absolviert. Anschließend wechselte er als hauptamtlicher Mitarbeiter des Geheimdienstes ins Referat BS4, der für Deutschland zuständigen Abteilung. Posen, das von 1793 bis 1918 zu Preußen gehörte, bot gute Möglichkeiten, Deutsch sprechende Agenten anzuwerben. Später sollte sich dies als kriegsentscheidend erweisen.

Unweit der Universität erinnert heute eine 2007 feierlich enthüllte Stele an den 1980 verstorbenen Rejewski, dessen Leistungen in Polen erst in jüngerer Zeit gewürdigt



▲ Marian Rejewski um 1943/44.

werden. Auch in der Heimatstadt Bromberg wird seiner gedacht: Als Statue macht er sich hier auf einer Bank Notizen, während neben ihm eine in Bronze gegossene Enigma liegt.

Der Name der Verschlüsselungsmaschine kommt aus dem Griechischen und bedeutet passenderweise „Rätsel“. Das Gerät war 1923 von Arthur Scherbius entwickelt und von deutschen Militärs schnell als nützlich erkannt worden. Bald verschwand die Enigma deswegen wieder vom Markt. Kurz zuvor war der polnische Geheimdienst noch in den Besitz einer solchen Maschine gekommen.

Dies nutzte ihm aber zunächst wenig, da sich die militärischen Modelle deutlich von den frei verfügbaren unterschieden. Bis Rejewski der Durchbruch gelang und auch die im deutschen Sicherheitsapparat verwendeten Enigmen entschlüsselt wurden, sollte es noch bis 1932 dauern, sagt der Historiker Uwe Puschner von der FU Berlin.

Enigmen, mit der Behörden, Botschaften und die Reichswehr schon zu Zeiten der Weimarer Republik kommunizierten, bestanden im Wesentlichen aus drei Komponenten, die miteinander verdrahtet waren: einer Tastatur für die Eingabe der Klartextbuchstaben, einer Verschlüsselungseinheit aus Walzen

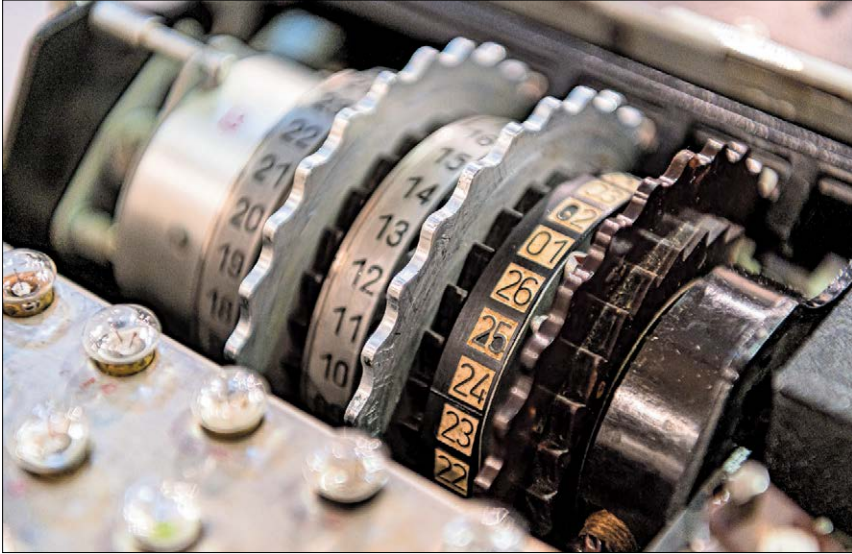
und einem Lampenfeld, das die Geheimbuchstaben anzeigte. Entscheidend war die innere Verdrahtung der Verschlüsselungseinheit: Sie bestimmte, wie die Buchstaben verschlüsselt wurden.

Bei der Entschlüsselung half den Polen der französische Geheimdienst, der über einen deutschen Überläufer in den Besitz wichtiger Unterlagen zur Enigma gelangt war. Während Franzosen und Briten kaum Nutzen daraus zogen, waren die deutschen Dokumente für die Codeknacker um Marian Rejewski Gold wert. Sie halfen, die Verdrahtung der Enigma-Schlüsselwalzen zu erschließen.

Ein spezielles Verfahren

„Die Polen entwickelten dazu ein spezielles Verfahren, einen sogenannten Zyklometer, mit dem sie den Schlüssel maschinell herausfanden“, erklärt Puschner – bis dieser ab 1938 durch die individuelle Verschlüsselung jeder einzelnen Nachricht ersetzt wurde. Im Juni 1934 war es dem polnischen Geheimdienst noch gelungen, zeitgleich mit deutschen Dienststellen die Tötungsbefehle gegen SA-Chef Ernst Röhm und dessen Mitstreiter mitzuhören.

Kurz vor Kriegsausbruch, Ende Juli 1939, übergab der polnische



▲ Ein Blick auf die Walzen der Enigma. Fotos: Heinz Nixdorf MuseumsForum (2)

Geheimdienst seine Erkenntnisse bei einem Treffen im Kabaty-Wald bei Warschau an Briten und Franzosen. Diese kamen aus dem Stauen nicht mehr heraus, als Rejewski ihnen sogar einen Enigma-Nachbau überreichte. Mit Hilfe der polnischen Vorarbeiten gelang es den westlichen Alliierten ab 1940, immer tiefer in die geheimen Kommunikationsnetze von Wehrmacht und SS einzutauchen.

Vor allem den deutschen Luftkrieg über Großbritannien konnten die Alliierten dadurch abwehren. Rund 2,5 Millionen deutsche Funkprüche konnten sie entschlüsseln, darunter viele, die auf Kriegs- und Menschheitsverbrechen hindeuteten. Auch die erfolgreiche Invasion der Alliierten im Juni 1944 in der Normandie wäre letztlich wohl ohne Marian Rejewskis Arbeiten nicht möglich gewesen.

„Der Krieg wäre anders und vor allem länger und noch blutiger verlaufen, hätte der polnische Geheimdienst nicht schon in den 1920er und frühen 1930er Jahren klammheimlich an jenem Ast gesägt, von

dem aus Hitlers Imperium ein- und halb Jahrzehnte später in den Abgrund stürzte“, spekuliert Sven Felix Kellerhoff.

Nur selten eingeweiht

Tatsächlich wusste Polen weit mehr von Hitlers Kriegsplänen als manche deutschen Militärs und Politiker. Sie waren nur selten in alle Vorhaben des „Führers“ eingeweiht. Ein Beispiel ist Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop. Ihn bezeichneten die US-Ankläger 1946 im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher spöttisch als Hitlers „Errant Boy“, als Laufbursche. Zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde er trotzdem.

Die von den Alliierten entschlüsselten Funkprüche der deutschen Enigmen waren in Nürnberg wichtige Beweismittel der Anklage. Sie belegten auch geheime Mordbefehle Hitlers und seiner Helfershelfer. Am Ende wurde in zwölf Fällen die Todesstrafe verhängt. In Folgeprozessen folgten zahlreiche weitere.

Benedikt Vallendar



▲ Rejewski mit Enigma: So erinnert Bromberg an seinen bedeutenden Sohn.

Leserbriefe

Abscheuliche Tat

Zu „Ein Jahrhundert-Verbrechen“ in Nr. 12:

Der sechsfache Mord an der Familie Gabriel-Gruber ist abscheulich und an Grausamkeit kaum zu überbieten. Der Polizei-Psychologe Adolf Gallwitz würde dazu wohl sagen, der oder die Täter seien im Umfeld der Opfer, im nahen Verwandtschafts- oder Freundeskreis, zu suchen.

Mich beschäftigt an dem mysteriösen Fall, dass der oder die Täter sich

noch länger am Ort der grausamen Tat aufhielten. Das Vieh wurde noch ausreichend mit Futter und Wasser versorgt. In Betracht zu ziehen sind daher die Nachbarn Lorenz Schlittenbauer, Michael Pöll und Jakob Sigl.

Womöglich haben die Täter selbst Schaulustige dazu angestiftet, Spuren zu verwischen, um für die Polizei eine falsche Fährte zu legen. Die Täter nahmen ihr Geheimnis wohl mit ins Grab.

*Peter Eisenmann,
68647 Biblis*

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor.

Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Buchtip

Eine Prinzessin schreibt an Karl May

Karl May (1842 bis 1912) begeistert bis heute eine große Bandbreite von Lesern. Schon zu seinen Lebzeiten hatte der Abenteuer-Schriftsteller Anhänger unterschiedlichster Herkunft – darunter Prinzessin Wiltrud von Bayern (1884 bis 1975), eine der Töchter des letzten bayerischen Königs, Ludwig III.

Wiltruds Briefwechsel mit May und seiner Frau Klara sowie eigene Arbeiten der ambitionierten Prinzessin, die eine Karriere als Schriftstellerin anstrebte, hat Ulrich Scheinhammer-Schmid jetzt beim Karl-May-Verlag herausgegeben – in typischer grün-goldener Optik, Erkennungszeichen der Karl-May-Literatur.

Scheinhammer-Schmid verweist auf die große Spannweite des Lebens der Prinzessin und späteren Herzogin – „von der Kindheit und Jugend als Kronprinztochter auf den Schlössern Leutstetten und Wildenwart sowie als Königstochter in München über die Jahre des Ersten Weltkriegs und der Revolution bis zur Zeit des Nationalsozialismus und in die frühe Bundesrepublik. Immer war sie Zeitzeugin, die ihr bewegtes Leben nicht nur in ausgedehnten Korrespondenzen und Aufzeichnungen, sondern

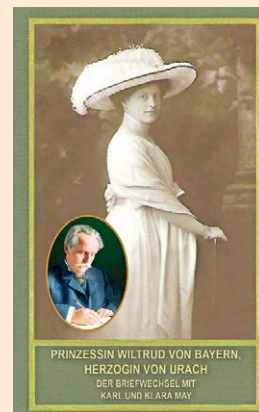
auch in über 250 Tagebuch-Bänden dokumentierte.“

Erstmals schrieb Wiltrud im Alter von zwölf Jahren einen Brief an Karl May. Darin fragt sie ihn, ob er wirklich Old Shatterhand sei und je in Amerika war. May antwortet darauf, er sei es – und schon 21 Mal in Amerika gewesen (tatsächlich war er erst 1908 dort). Er wird bald danach in München von der Königsfamilie empfangen – und ist von da an zeit seines Lebens das große Vorbild der schriftstellernden Prinzessin.

Wir verlosen ein Exemplar dieses Buchs. Schreiben Sie bis zum 25. Mai eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Prinzessin Wiltrud“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Prinzessin Wiltrud“ und Ihrer Postanschrift an nachrichten@suv.de. Viel Glück! vf

Information

„Prinzessin Wiltrud von Bayern, Herzogin von Urach – Der Briefwechsel mit Karl und Klara May“, Ulrich Scheinhammer-Schmid (Hg.), Karl-May-Verlag, ISBN 978-3-7802-0146-1, 28 Euro.



EMPFANG DES GENERALKONSULS

„Die Pflicht, uns zu erinnern“

Wie Viktor Orbáns Ungarn der vertriebenen und entrechteten Deutschen gedenkt

MÜNCHEN – Mit seinem staatlichen Gedenktag für Flucht und Vertreibung kam Ungarn sogar der Bundesrepublik zuvor: Seit 2013 erinnert das Land am 19. Januar seiner 1945 vertriebenen, deportierten und ermordeten Deutschen. Wegen Corona wurde das Gedenken mancherorts verschoben. Auch in München. Hier lud der ungarische Generalkonsul jetzt zur Gedenkveranstaltung.

Nach einstimmigem Parlamentsbeschluss im Dezember 2012 war Ungarn zunächst das einzige Land weltweit, das an einem besonderen Gedenktag an die Vertreibung der Deutschen erinnerte. Mit der Entscheidung kam Budapest auch Berlin zuvor. Hier rang man sich drei Jahre später nach heftigen Debatten durch, den 20. Juni als Tag der Erinnerung an Flucht und Vertreibung zu begehen. In den Medien wird des Datums bis heute kaum gedacht.

Wegen der Maßnahmen zur Einschränkung der Corona-Pandemie beging das ungarische Generalkonsulat in München den Gedenktag verspätet erst vorige Woche. Generalkonsul Gábor Tordai-Lejkó hatte zusammen mit dem Direktor der Kultureinrichtung „Haus des Deutschen Ostens“, Andreas Otto Weber, zur Gedenkveranstaltung in das Sudetendeutsche Haus geladen.

Deutsche „Renaissance“

„Die Verschleppung der Deutschen ist ein unrühmliches Kapitel der Nachkriegszeit“, betonte Tordai-Lejkó – machte zugleich aber deutlich: „Heute erlebt in Ungarn die Pflege der deutschen Nationalität eine Renaissance.“ Gleichzeitig sind die nicht einmal zehn Millionen Ungarn mit einer neuen Fluchtwelle konfrontiert: 650 000 Ukrainer sind seit der russischen Invasion in das kleine Land geflohen. Ihnen gelte derzeit die Hauptsorge.

Im Gegensatz zu Polen und der Tschechoslowakei war seitens der Alliierten zunächst nicht an eine Vertreibung der Ungarndeutschen gedacht. Auf Drängen der Kommunisten in Budapest kam es aber bereits ab März 1945 zur Vertreibung in Viehwaggons vor allem nach Südwestdeutschland – in größerem Umfang seit dem 19. Januar 1946.

Als die Amerikaner in ihrer Besatzungszone niemanden mehr aufneh-



▲ *Erinnert an das Schicksal ihrer Großeltern: Olivia Schubert, die stellvertretende Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen.*

men wollten, gelangten etwa 50 000 Ungarndeutsche in die DDR. 20 000 kamen nach Österreich. Insgesamt mussten rund 210 000 Menschen ihre Heimat verlassen – einfach nur, weil sie Deutsche waren. Die 100 000, die bleiben durften, wurden als Arbeitskräfte gebraucht. Sie waren weitgehend entrechtet und galten bis 1950 als staatenlos.

Bereits kurz nach der Wende entschuldigten sich das Parlament in Budapest und später auch die ungarische Regierung offiziell für die Vertreibung – anders als im Fall von Polen, das die Entrechtung der

Deutschen offenbar nach wie vor als richtig erachtet. In Prag bereitete 1997 die deutsch-tschechische Erklärung der Versöhnung den Weg: Die Deutschen entschuldigten sich für die NS-Herrschaft ab 1938, die Tschechen für die Vertreibung.

In einer Volksbefragung 2011 bekannten sich mehr als 130 000 Ungarn zur deutschen Nation, Zehntausende weitere gaben Deutsch als Muttersprache an. Sie leben im ganzen Land und stellen in zahlreichen Gemeinden mehr als 40 Prozent der Bewohner. Zweisprachige Orts- und teils sogar Straßenschilder beweisen das. Die Belange der Minderheit vertritt die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (LdU).

Wichtigste Minderheit

Nach den Roma bilden die Deutschen heute von den 13 anerkannten nationalen Minderheiten in Ungarn die zweitgrößte Gruppe. Georg Hodolitsch, Vorsitzender der Bundesdelegiertenversammlung der Ungarndeutschen in der Bundesrepublik, meint, für die Regierung von Viktor Orbán seien sie die wichtigste Minderheit. Im Parlament stellen sie mit Emmerich Ritter einen Abgeordneten.

Die stellvertretende Vorsitzende der LdU, Olivia Schubert, erinnerte in München exemplarisch an das Schicksal ihrer eigenen Großeltern.

Sie waren tief in der deutschen Kultur verwurzelt, betrachteten sich aber als „gute Ungarn“. Stets achteten die Großeltern darauf, dass Kinder und Enkel Deutsch lernten, obwohl dies verpönt war. Deutsche Lieder wurden im Keller gesungen – damit nichts nach draußen drang. „Wir, alle Ungarn, haben die Pflicht, uns zu erinnern“, betonte Schubert.

Der 1985 aus Rumänien ausgesiedelte Münchner Organist und Musikwissenschaftler Franz Metz las aus seinem Buch „Mit frohem Herzen will ich singen: Zur Geschichte der Musik der Ungarndeutschen“. Mit seinem Vortrag würdigte er die Rolle der ungarndeutschen musikalischen Traditionen als wichtigen Bestandteil der Musikkultur in Ungarn.

Das erste deutsche Liederbuch kam 1696 aus Landshut zu den sogenannten Donauschwaben. Zu deren bekanntesten Kirchenliedern gehört „Mit frohem Herzen will ich singen“. Heute, berichtete Metz, gebe es in Ungarn 19 deutsche Kirchenchöre, bei deren Veranstaltungen bis zu 400 Sänger und ihre Blaskapellen mit deutschen wie ungarischen Volks- und Kirchenliedern auftreten.

Mit zahlreichen Bildern konnte Metz belegen, dass deutschsprachige Denkmäler und Inschriften in den ungarischen Kirchen nicht beseitigt wurden. Auch das steht in auffallendem Gegensatz zu Polen und Tschechien. *Norbert Matern*

Volkstanzgruppen wie diese halten donauschwäbische Traditionen wach. „Donauschwabern“ ist die historische Bezeichnung für Deutsche aus Ungarn, Rumänien und Jugoslawien.



DEN ALLTAG GUT GESTALTEN

„Im Grunde wie eine Familie“

Wie ein katholisches Altenheim in Zwickau durch die Corona-Pandemie kommt

ZWICKAU – Zwei Jahre dauert die Pandemie schon. Das ist belastend für alle. Gerade auch Senioren in Altenpflegeheimen stehen dabei immer wieder vor besonderen Herausforderungen. Wie gehen sie damit um? Ein Besuch in Zwickau.

Die Hygienemaßnahmen, die Corona mit sich brachte, können manchmal auch lustig sein. So sorgte es im katholischen Altenpflegeheim Sankt Barbara in Zwickau für große Heiterkeit unter den Bewohnern, als eines Tages das Pflegepersonal die Müllbeutel von den Zimmern durchs Fenster hinauswarf. Der individuelle Müll sollte nicht erst lang über die Gänge durchs ganze Haus transportiert werden, um das Übertragungsrisiko möglicher Corona-Viren zu minimieren.

Oft genug jedoch ist die Sorge vor dem Virus mehr als belastend für alle. Denn gerade in einem Altenpflegeheim kommt ein Corona-Ausbruch geradezu einem Super-Gau gleich. Lange hatten sie Glück in Sankt Barbara. Erst im Dezember 2021 gab es die ersten Corona-Fälle unter den 60 Bewohnern. Bei den Geimpften sei es recht mild verlaufen, berichtet Heimleiterin Karolin Pirwitz. „Aber den Ungeimpften ging es wirklich schlecht. Einige sind gestorben.“

Pfleger mit Vollschutz

Für den Alltag bedeutete das mehrere Wochen noch stärkere Beschränkungen zu den bestehenden wie dem Besuchsverbot. Die Bewohner durften ihre Zimmer weitgehend nicht verlassen. Die rund 30 Pflegekräfte trugen Vollschutz: Visier, Maske, Kittel, Handschuhe. „Das war wirklich sehr hart für alle hier. Ein Streicheln mit Gummi-Handschuhen, das geht nicht wirklich“, sagt Pirwitz.

Das bestätigt auch Felicitas Böhm. Die 77-jährige Bewohnerin ist Vorsitzende im Heimbeirat, einem Bindeglied zwischen Bewohnern und Heimleitung. „Da gab es schon viele Tränen. Und vor allem die Demenzen haben das ja überhaupt nicht verstanden, warum ihr Alltag plötzlich so ganz anders war“, erzählt Böhm. „Es musste viel improvisiert werden. Aber es gab auch schöne Überraschungen!“ So hätten etwa Kinder aus der Umgebung Geschenke für die Heimbewohner gebastelt und Briefe vorbeigebracht, organisiert von Pfarrei und Schule.

Bewohner und Personal des Caritas-Altenpflegeheims Sankt Barbara in Zwickau haben oft ein sehr herzliches Verhältnis zueinander.



Ihr selbst habe es nicht so viel ausgemacht, sie wisse sich gut zu beschäftigen und habe zu Kindern und Enkeln über das Internet Kontakt gehalten, sagt Böhm. Zudem hält sie die Erstellung der Heimzeitung, die vierteljährlich erscheint, auf Trab. Darin wird bildreich vom Heimalltag und besonderen Anlässen berichtet.

Neben kleinen Knobeleyen, „um den Kopp anzustrengen“, wie Böhm sagt, spielen auch die christlichen Feste und Glaubensfragen eine zentrale Rolle. Die 77-Jährige, die früher überzeugte Marxistin war, hat sich da engagiert eingelesen. Auf dem Tischchen in ihrem Zimmer stapeln sich „Christliche Hausbücher“.

Böhm kümmert sich auch um Neuankömmlinge im Heim und nimmt sie in den ersten Tagen „ein bisschen an die Hand“, wie sie sagt.

„Bei manchen reicht ein Gespräch. Bei anderen schaue ich in der ersten Zeit täglich vorbei. Manche sind anfänglich etwas verstört in der neuen Umgebung. Manchmal spreche ich dann auch mit den Angehörigen.“

Eine von den „Neuen“ ist die 90-jährige Rosina Koch. Erst vor einigen Wochen wechselte sie nach über 60 Jahren aus ihrer Doppelhaushälfte ins Heim. „Ich hab das ja nur meinem Sohn zuliebe gemacht“, erzählt sie. Der ist 68, leidet an einer Wirbelsäulenkrankheit und bewohnt das Nachbarzimmer.

Die alte Dame ist hin- und hergerissen: „Die sind alle so nett hier, und das ist alles so schön eingerichtet, das Essen schmeckt toll. Und es riecht hier auch gar nicht nach Heim!“ Gleichwohl muss Koch schlucken und Tränen steigen ihr in die Au-

gen, wenn sie an ihre alte Wohnung denkt. Nur wenig konnte sie mitnehmen. An der Wand hängt ein Kreuz, das Hochzeitsgeschenk ihrer Eltern.

„Wenn das alles hochkommt und ich ein bisschen Ruhe brauche, schalte ich den Fernseher ein – den Kanal mit der Kirche von nebenan“, sagt Koch und führt es direkt vor. Das Fernsehbild zeigt nonstop im Livestream den Innenraum der Pfarrkirche, die nur wenige Meter neben dem Altenpflegeheim steht. Mehrmals pro Woche wird der Gottesdienst von dort auch mit Ton übertragen. Koch ist evangelisch, aber sie geht hier regelmäßig in den katholischen Gottesdienst – wie viele Heimbewohner. Man kann es zweifelsohne einen Höhepunkt im wöchentlichen Heimalltag nennen.

Pfarrer Markus Böhme steht in engem Kontakt mit dem Heim. Als es in der Pandemie nicht möglich war, die Bewohner zu besuchen, kam er regelmäßig mit einer Gitarre oder einem Klavier vor die Fenster und spielte Lieder zum Mitsingen. Von ihren Balkonen aus stimmten alle mit ein. „Der spielt auch bei unseren Festen gern mal Klavier, auch mal was lustig Verrücktes – das gibt immer gute Stimmung“, berichtet Felicitas Böhm schmunzelnd.

Zusammen singen

Der 94-jährige Helmut Rontschka sieht es ähnlich: „Das ist eine gute Gemeinschaft hier. Es ist im Grunde wie eine Familie.“ Er mag die gemeinschaftlichen Aktivitäten wie Ratespiele, Kegeln, Singen und miteinander Erzählen. „Wenn wir dann Wanderlieder zusammen singen, das ist immer so schön gesellig.“

Die Pflegedienstleiterin Ute Hartung freut sich, wenn sie solche Rückmeldungen hört: „Unser Ziel ist ein gutes, wertschätzendes Miteinander. Wir sind ein Bestandteil im familiären Verbund unserer Bewohner. Deshalb gibt es auch eine enge Kooperation mit den Angehörigen.“ Pflege sei das eine, aber noch viel wichtiger sei es, das Alltagsleben gut zu gestalten.

Dabei ergeben sich häufig kreative Verknüpfungen, wie beispielsweise wenn in der Ergotherapie Brot für die Agape-Feier des Heims an Gründonnerstag gebacken wird. Hartung bringt es auf den Punkt: „Alles ist so individuell, wie die Bewohner es sind.“

Karin Wollschläger



▲ Pfarrer Markus Böhme feiert mit den Senioren einen Gottesdienst in der Kirche der Pfarrei Heilige Familie am Caritas-Altenpflegeheim. Die Heimbewohner können in ihren Zimmern rund um die Uhr auf einem TV-Kanal per Livestream einen Blick in die Kirche werfen – egal, ob gerade Gottesdienst ist oder nicht. Fotos: KNA

INTERNATIONALER TAG DER FAMILIE AM 15. MAI

„Hätte gern für uns gekämpft“

Wie Alleinerziehende nach der Trennung wieder neuen Lebensmut und Kraft finden

In Deutschland gibt es mehr als 2,6 Millionen alleinerziehende Eltern. Ein großer Teil fühlt sich in dieser Familiensituation stark belastet und oft von der Gesellschaft alleingelassen. In seinem neuen Buch „Lasst uns nicht allein!“ erzählt unser langjähriger Autor Rocco Thiede Geschichten von alleinerziehenden Müttern und Vätern, die neuen Lebensmut durch die Teilnahme an einem speziell für Ein-Eltern-Familien entwickelten Programm gefunden haben. Zum Internationalen Tag der Familie am 15. Mai drucken wir ein Kapitel in gekürzter Form ab:

Drei Jahrzehnte lebten Annika Müller (*Name geändert*) und ihr Mann zusammen. Sie waren eine klassische Mittelstandsfamilie mit zwei gemeinsamen Kindern und einem eigenen Haus. Aber die Ehe zerbrach. Ihr Mann verließ den gemeinsamen Haushalt. Nach dem Trennungsjahr wird die Scheidung folgen. Um die Bindung zu ihren Söhnen durch den schmerzhaften Trennungsprozess nicht weiter zu belasten, entschloss sich Annika, an einer Mutter-Kind-Kur im Allgäu teilzunehmen. Was sie dort über sich und das Thema Bindung erfuhr und lernte, gibt ihr bis heute Kraft.

Dreifache Belastung

„Mir tat der erste Lockdown gut, denn davor war mein Alltag durch Termindruck und die Dreifachbelastung von Haushalt, Kindern und Arbeit bestimmt“, sagt die 40-Jährige. Das Homeoffice empfand sie für sich als positiv. Zwar ist sie nur halbtags beschäftigt, „aber in meinem Job gibt es immer Termindruck und mein Anspruch ist hoch“. Annika Müller ist Mama von zwei Jungs im Alter von sieben und neun Jahren. In einem Duisburger Konzern ist sie als Projektmanagerin im Marketing beschäftigt.

Geboren wurde sie in Oberschlesien, mit fünf Jahren kam sie mit ihrer Familie nach Deutschland. Als sie 16 Jahre alt war, lernte sie ihren späteren Mann in München kennen. „Wir waren gerade auf Klassenfahrt mit unserer Realschulklasse.“ Ihr Mann war mit seiner Schulklasse aus Niedersachsen dort zu Gast. „Zu Pfingsten besuchte er mich zusammen mit einem Freund das erste Mal. Eigentlich sollten beide auf

dem Campingplatz übernachten. Doch weil es so stark regnete und es durch die Zugverspätung schon dunkel war, hatte mein Vater Erbarmen und ließ beide bei uns im Haus schlafen. Am nächsten Tag war Sonntag. Aber meine Eltern gingen dieses Mal nicht zur Kirche, weil sie lieber auf uns aufpassten“, erzählt sie lachend.

Eine heile Familie

Viele Jahre führten beide eine Fernbeziehung, bevor sie zusammenzogen, zwei Jahre später heirateten, Kinder bekamen, ein Haus erwarben und ausbauten. Die 150 Quadratmeter mit offener Wohnküche bieten einen Blick in den Garten, in dem eine Rutsche und ein Hochstand stehen.

Ihr Leben als Mittelstandsfamilie bestand aus der klassischen Rollenverteilung: Der Mann ist der Haupternährer, die Frau verdient etwas dazu, kümmert sich aber schwerpunktmäßig um die Kinder und den Haushalt. „Als die Kinder zur Welt kamen, waren die ersten Jahre sehr anstrengend und ich habe nur funktioniert.“ Der größere Teil der Familienarbeit lastete auf ihren Schultern. Sie habe es gerne gemacht, und „klar hat mein Mann auch mal geholfen, aber er war halt auch beruflich stark eingespannt“, erklärt sie die Aufteilung entschuldigend, die auch das Leben von Millionen anderer Familien in Deutschland prägt.

Auf die Kinder hätten sie und ihr Mann sich sehr gefreut. Jeweils ein Jahr lang blieb Annika nach der Geburt der Jungs zu Hause. „Phil-

ipp und Niklas waren gewünscht und für mich immer im Fokus. Vielleicht zu sehr“, wird sie später einräumen, wenn es um die Gründe und Ursachen der Trennung von ihrem Ehemann geht. „Es war ein schleichender Prozess.“

Ihr Muttersein war immer von der Sorge um ihre Jungs geprägt. Aber offensichtlich verlor sich durch die Elternschaft und den Alltag die Beziehung zwischen Mann und Frau. Sie umschreibt es vorsichtig mit „es wurde immer weniger“. „Aus meiner Mamasicht verschob sich durch das einnehmende Wesen meiner kleinen Würmchen bei meinen Prioritäten schon einiges. Das ist doch normal – oder?“ Rückblickend sieht sie sich als Gefangene eines Alltags, aus dem es kein Entrinnen gab.

„Ich wollte für meine Kinder immer ein behütetes Zuhause. Sie sollten eine glückliche und gute Kindheit haben.“ Als Übermutter sieht sie sich dennoch nicht, sagt aber: „Teilweise war ich glückenhaft, weil ich für die Kinder immer nur das Beste wollte.“ Dabei erzählt sie vom Linienbus, den die Grundschulkinde r morgens in ihrem Ort nutzen und der sie in 20 bis 30 Minuten zur Schule bringt. „Soll ein Sechsjähriger früh um sieben allein durch die halbe Stadt mit dem Bus zur Schule fahren? Nein, das wollte ich nicht. Also haben wir die Kinder mit dem Auto zur Schule gebracht.“

Ohne Eheberatung

Die Trennung von ihrem Mann, das betont Annika Müller öfters, habe sie nicht gewollt. „Das ging von meinem Mann aus. Der hat das so durchgezogen, weil er der Meinung war, einige Dinge in unserem Zusammenleben täten ihm nicht mehr so gut.“ Sie gibt zu, lange die Situation nicht begriffen zu haben. Bevor beide eine Eheberatung nutzen konnten, zog der Ehemann und Vater aus. Dass er die Scheidung einreicht, ist nur noch eine Frage der Zeit. „Mein Mann ist fest entschlossen und möchte das so. Ich hätte gerne noch weiter für uns gekämpft“, gibt sie auf Nachfrage zu. Und den Tränen nahe ergänzt sie: „Seine Familie zu verlassen bleibt für mich unbegreiflich. Warum hat er nicht um uns gekämpft?“

Häufig macht sich Annika Müller Vorwürfe, ob sie die Signale, die von ihrem Mann ausgingen, besser



▲ Nachdem Annika Müller von ihrem Mann verlassen wurde, lebt sie mit ihren zwei Söhnen allein im großen Familienhaus mit Garten. Foto: Thiede

hätte deuten müssen. „Ich wusste, dass wir Probleme haben, nur die Konsequenzen aus seinen Handlungen habe ich nie verstanden.“ Als er mehr Sport machte, laufen oder ins Solarium ging, hätte sie ihm dabei den Rücken freigehalten. „Vielleicht hat das auch alles etwas mit Midlifecrisis zu tun?“, fragt sich die zweifache Mutter. Durch die Entscheidung ihres Mannes, auszu ziehen und sich zu trennen, „wurde ich in das Modell der Alleinerziehenden hineingezwungen“.

Annikas Mann ist evangelisch, trat aber aus der Kirche aus. „Ich bin katholisch großgezogen worden und habe die Werte von Ehe und Familie von meinen Eltern mit auf den Weg bekommen.“ Vom Ehemann und Vater wurde die katholische Erziehung mitgetragen. Ihre beiden Kinder sind katholisch getauft und der ältere Sohn empfing bereits die Erstkommunion. Im Trennungsprozess ging Annika Müller häufiger in die Kirche und betete um Kraft für sich und die Kinder.

Kinder leiden am meisten

An einem Abend erzählten Annika und ihr Mann den Kindern, dass sie sich trennen werden. „Es war ein schlimmes Jahr. All ihre Sorgen, all ihre Wut ließen sie an mir aus.“ Besonders der jüngste Sohn habe häufiger regelrechte Wutanfälle, und sein Bruder sage seiner Mutter fast täglich, dass es ihm nicht gut gehe. „Beide leiden und vermissen ihren Papa sehr.“

Als ihr ältester Sohn auf Klassenfahrt ging, konnte er nicht wie bei anderen Familien von Mama und Papa zum Bus gebracht werden. „Diese Momente nehmen Kinder sehr sensibel wahr. Der Papa fehlt einfach, und das tut ihnen weh.“ Wenn der jüngere Sohn zum Fußballtraining geht oder mal ein Spiel am Wochenende hat, sind andere Väter da, aber seiner nicht.

Jede zweite Woche kommt ihr Mann, der mittlerweile eine neue Partnerin hat, zu Besuch. Er hat sich eine Einliegerwohnung angemietet und ist drei Tage für seine Söhne da. Auf dieses Modell hätten sich beide Eheleute geeinigt. Annika Müller möchte nur nicht, dass ihre Kinder aus ihrem Zuhause herausgerissen werden. „Und das Zuhause ist unser Haus.“ Der jüngere Sohn habe sowieso schon Probleme mit dem Hin- und Herwechseln. Er geht in die zweite Klasse und wurde unter Coronabedingungen eingeschult. Parallel dazu lief die Trennung seiner Eltern.

Unterstützung bekommt Annika Müller im Alltag von ihren Eltern, die mit über 70 Jahren in Rente sind. Wenn sie dienstags ihren lan-



▲ Mutter, Vater, zwei Kinder: Die klassische Bilderbuchfamilie bleibt für viele eine Wunschvorstellung. Gut 2,6 Millionen Väter und Mütter in Deutschland erziehen ihre Kinder allein. Symbolfoto: Charles McArthur/Pixabay

gen Bürotag hat, ist ihre Mutter für die Enkel da. Auch Annikas Bruder, der zehn Autominuten entfernt wohnt, greift ihr regelmäßig unter die Arme. Wenn im Haus mal Arbeiten anfallen, die sie nicht allein schafft, kommt er vorbei. Die Großeltern väterlicherseits leben in Thüringen. Hier besteht weiter Kontakt, obwohl er nach dem Auszug des Vaters nicht mehr ganz so eng ist.

Annika selbst sieht aktuell keine Möglichkeit, eine neue Verbindung einzugehen. „Wie soll ich da jemanden finden, mit zwei Kindern und jetzt besonders während der Coronapandemie?“, fragt sie sich. Außerdem möchte sie das ihren Kindern aktuell nicht zumuten.

Zur Mutter-Kind-Kur wollte Annika Müller schon länger, „weil ich wusste, dass ich Kraft brauche“. Die Bescheinigung dafür erhielt sie recht unkompliziert von ihrem Hausarzt. Aber wegen Corona verschob sich der Beginn mehrfach.

Den Tipp für die Klinik in Scheidegg in Bayern bekam sie von ihrer Cousine. „Ich wollte lieber in die Berge und nicht an die See, da gab es zu viele Erinnerungen an gemeinsame Nordseeurlaube mit meinem Mann und den Kindern. Wir waren öfter in Sankt Peter-Ording.“

Auf der Internetseite der Klinik entdeckte Frau Müller die Sonderprogramme für Alleinerziehende und fühlte sich gleich davon angesprochen. „Die Ziele dahinter, wie die Bindung zu den Kindern zu stärken, Kraft für sich selbst zurückzugewinnen, Interaktionen mit Vater-Mutter-Kind – das fand ich interessant.“ Dass es in der Umsetzung bedeutete, sich täglich fast zwei

Stunden intensiv mit diesen Themen und mit sich selbst auseinandersetzen zu müssen, war ihr nicht klar.

So fuhren Annika Müller und ihre Kinder mit dem Auto im September 2021 ins Allgäu. Dort bezogen sie in der Mutter-Kind-Klinik in Scheidegg ein kleines Zwei-Raum-Appartement mit eigenem Zimmer für die Jungs. Zu festen Zeiten gab es Vollverpflegung. Von Montag bis Freitag wurden die Kinder betreut. Sie machten Ausflüge, bastelten oder lösten ihre Hausaufgaben, die sie von ihrer Schule mitbekommen hatten.

Austausch mit anderen

Währenddessen nahm Annika Müller an Kursen und Anwendungen für die Mütter und Väter teil. „Ich bekam Massagen, Infrarotkabine und zwei Stunden das Alleinerziehenden-Programm.“ Die acht Mütter und der eine Vater in ihrer Gruppe öffneten sich schon in den ersten Stunden. „In meiner Gruppe haben sich die anderen Mütter von ihren Männern getrennt, und ich war die Einzige, die verlassen wurde.“ Der Austausch mit den anderen Alleinerziehenden tat ihr dennoch gut, „denn die Alltagsprobleme sind fast überall gleich“. Die Atmosphäre in der Gruppe schildert sie als ehrlich und offen.

In den Gesprächen wurde Annika Müller bestärkt, „dass mein innerer Instinkt als Mama oft gar nicht so verkehrt ist“. Sie erfuhr aber auch den großen Einfluss ihres Verhaltens auf ihre Kinder. „Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, Mittagessen koche und gestresst bin, fragen

sich meine Kinder, ob mein Stress etwas mit ihnen zu tun hat. Diese Zusammenhänge, dieses Spiegeln wurde mir bewusst gemacht und ich lernte, besser damit umzugehen.“

Heute erklärt sie ihren Jungs, dass sie erst einmal kochen muss, und „dann bin ich für euch da – ohne das Abschweifen der Gedanken mit Blick auf die eigenen Probleme oder die beruflichen Herausforderungen“. Sie setzt jetzt klare Prioritäten und zieht die Anliegen ihrer Kinder dem Schreiben von E-Mails an Kollegen vor. „Das bedeutet zwar auch, dass ich dies nachholen muss, aber in dem Moment bin ich nur für meine Kinder da.“

Kurz vor dem Schlafen macht Annika mit den Kindern Fußreflexzonenmassagen, die sie in Scheidegg gelernt hat. „Da sind wir ein bis zwei Mal in der Woche ganz bei uns, und mittlerweile fordern es die Jungs auch ein, weil es gemeinsame Zeit für uns ist und wir dabei auch über ihre Probleme in der Schule sprechen oder über die Trennung von ihrem Vater.“

Buchinformation



Rocco Thiede
LASST UNS NICHT
ALLEIN!
Was Alleinerziehende und ihre Kinder nach der Trennung brauchen
Herder Verlag,
18 Euro
ISBN: 978-3-451-

38762-3

Das Buch erscheint zum 13. Juni, ist aber bereits vorbestellbar.

BERLIN – Die sozialliberale Koalition hing am seidenen Faden. Als vor 50 Jahren die Ostverträge im Bundestag beschlossen wurden, war die Gesellschaft der Bundesrepublik polarisiert.

Bereits kurz nach ihrem Amtsantritt hatten Bundeskanzler Willy Brandt (SPD) und Außenminister Walter Scheel (FDP) begonnen, sich um Gewaltverzichtverträge mit der Sowjetunion und Polen zu bemühen. Am 3. Juni 1972 traten sie in Kraft. Am 17. Mai 1972 hatte der Bundestag zugestimmt. Die meisten Unionsabgeordneten enthielten sich. „Wandel durch Annäherung“ – so umschrieb Brandt und sein Staatssekretär im Kanzleramt, Egon Bahr (SPD), ihr Ziel. Es ging um die Auflösung der starren Konfrontation der Blöcke, um Gewaltverzicht und die Unverletzlichkeit der Grenzen in der Mitte Europas. „Wir wollen ein Volk der guten Nachbarn sein und werden, im Innern und nach außen“, versicherte Brandt in seiner Regierungserklärung 1969.

Innenpolitisch gab es heftigen Streit über diese neue Ostpolitik: CDU/CSU geißelten die Verträge als „Ausverkauf deutscher Interessen“, insbesondere, weil durch sie

VOR 50 JAHREN

Redeschlacht im Bundestag

Die Ostverträge sorgten erst für heftigen Streit – und dann für Entspannung

die Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens und die DDR als zweiter deutscher Staat anerkannt würden.

Beide Verträge waren bereits 1970 unterschrieben worden, benötigten aber noch die Zustimmung des Parlaments. Als Bundeskanzler Brandt am 23. Februar 1972 ans Rednerpult trat, um vor der ersten Lesung zur Ratifizierung der Ostverträge eine Erklärung zur Lage der Nation abzugeben, war das der Beginn einer hitzigen Redeschlacht.

Verzicht auf Ostgebiete

Drei Tage lang stritten sich Koalition und Opposition. Brandt betonte, nur durch bessere Beziehungen zwischen Ost und West werde es auch „bessere Bedingungen für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit“ geben. Oppositionsführer Rainer Barzel kritisierte, die Bundesrepublik verzichte damit endgültig auf die deutschen Ostgebiete.



▲ Bundeskanzler Willy Brandt initiierte die neue Ostpolitik. 1972 gewann seine SPD damit die Bundestagswahl.

Die Zahl der Kritiker wuchs auch in der Koalition. Mehrere Abgeordnete traten zur Union über. Am 24.

April 1972 wagte Barzel mit einem konstruktiven Misstrauensvotum den Versuch, die Regierung zu stürzen. Doch er scheiterte – vermutlich auch durch Bestechungsgelder aus der DDR.

Schließlich einigten sich Barzel und Brandt auf einen Kompromiss: Eine „gemeinsame Entschliebung“ legte fest, dass die Abkommen nur als Übergangsregelung zu verstehen seien. Die endgültige Festsetzung der Grenzen Deutschlands bleibe einem Friedensvertrag vorbehalten. Damit konnten die Ostverträge ratifiziert werden. Die geschwächte Regierung zog die Bundestagswahlen vor – und wurde dann in ihrer Ostpolitik triumphal bestätigt.

In Folge der Verträge integrierte Papst Paul VI. die früher deutschen Bistümer im Osten in die polnische Kirche. Zugleich ernannte der Vatikan für die vertriebenen deutschen Katholiken drei Apostolische Visitatoren. *Christoph Arens*

Ein „deutsches Woodstock“

Vor 50 Jahren feierten Zehntausende Rockfans bei Musik und Drogen

GERMERSHEIM – Regen, Sonnenschein, laute Musik im Haschisch-Nebel: Vom 20. bis 22. Mai 1972 stieg auf der Rheininsel Grün in der Pfalz das bis dahin größte Rockfestival der Bundesrepublik. Zwischen 70 000 und 100 000 junge Leute erlebten ein „deutsches Woodstock“.

Zwar hatte es nach dem Vorbild jenes ersten Mega-Festivals in den USA drei Jahre zuvor oder auch in Deutschland erste größere Open-Air-Konzerte gegeben. Auf der Ostseeinsel Fehmarn spielte 1970 Jimi Hendrix. 1971 stieg in der Domstadt Speyer, keine 20 Kilometer von Germersheim entfernt, das „British Rock Meeting“ mit immerhin etwa 30 000 Besuchern.

Doch erst der dreitägige Konzertmarathon mit rund 30 Bands auf der 2,4 Quadratkilometer großen Altrheininsel habe die „Initialzündung“ für den Aufschwung der Festivalkultur in Deutschland gegeben, sagt Klaus Jung vom „Verein Interkultur“ in Germersheim. Jung und seine Kumpels Bernd Meinke und Kurt Simoneit erinnern sich noch



▲ Besucher des US-Musikfestivals Woodstock 1969. So ähnlich muss es drei Jahre später auf der Altrheininsel Grün ausgesehen haben. Foto: Imago/United Archives

heute mit glänzenden Augen daran, wie sie als Jugendliche mit Musikfans aus ganz Europa ein Fest im Geist der abklingenden Hippiekultur feierten: „Wir waren dabei!“

Ursprünglich war das Festival auf der Friesenheimer Insel in Mannheim geplant, doch der Gemeinderat stellte sich quer. Veranstalter „Mama Concerts“ wuch nach Germersheim

aus und organisierte ein Programm mit hochkarätigen Bands wie „Pink Floyd“, „Uriah Heep“ und „Status Quo“. Der Zuspruch habe gezeigt, dass sich mit Rockmusik Geld verdienen lässt, sagt Frank Bornemann, der mit seiner Band „Eloy“ auftrat.

Auch in Germersheim blickten die Stadtväter ängstlich auf die Hippie-Karawane, die auf die Kleinstadt zu-

rollte. Erfolglos versuchten sie, das „2. British Rock Meeting“ zu verbieten. Letztlich blieb das befürchtete Chaos aus: Die Blumenkinder tauchten das Festivalgelände in dichte Hasch-Schwaden, feierten aber trotz unzureichender Versorgung und Sanitäranlagen ohne Krawalle.

Das Festival habe gerade der Karriere deutscher Rockbands einen deutlichen Schub verliehen, betont Schlagzeuger Mani Neumeier. Mit seiner bis heute tourenden „Krautrock“-Band „Guru Guru“ lieferte er „eine Stunde lang ‚Pink Floyd‘ die beste Vorband ihres Lebens“, witzelt der heute 81-Jährige.

Selbstbewusstsein wächst

Deutsche Rockmusiker hätten unter der Missachtung ihrer britischen und amerikanischen Kollegen gelitten, erinnern sich Neumeier und „Eloy“-Chef Bornemann. Im Schlamm auf der Insel Grün ist dann das Selbstbewusstsein der Deutschen deutlich gewachsen.

Wer die 22 Mark für drei Tage – für junge Leute damals ein saftiger Preis – bezahlen konnte, hatte eine Erinnerung fürs Leben. „Das kann nicht getoppt werden“, sagt die 72-jährige Friederike aus Speyer, die damals vom Lastwagen herab frisches Brot an hungrige Konzertbesucher verkaufte. *Alexander Lang*

BUCHTIPP

Gottes Spuren im Alltag

Pfarrer Georg Fetsch: 100 Gedanken zum Glauben

Was hat der französische Schnellzug TGV mit Gott zu tun? Oder ein Baukran mit Jesus Christus? Was machen die Mona Lisa, Bob Dylan oder der französische Koch Paul Bocuse in einem Buch über Gedanken zum Glauben?

In „Von Loreto bis Sydney – 100 Gedanken zum Glauben“ hat Georg Fetsch, Pfarrer und Dekan im Bistum Augsburg, kurzweilige Texte zusammengestellt, die dazu einladen, in der schnelllebigen Welt Gott zu begegnen und den Glauben neu zu entdecken. Das Buch regt an, im hektischen Alltag innezuhalten und genau hinzusehen.

Beispielsweise weckt ein Beitrag die Sehnsucht, in einer klaren Nacht den Sternenhimmel auf sich wirken zu lassen und in seiner ganzen Weite zu betrachten. Impulse durch passende Bibelstellen runden die Texte ab und lassen Gottes Spuren in der Schöpfung erkennen – und auch in den Fähigkeiten der Menschen.

Der „Kini“ spendet Trost

Andere Gedanken schenken dem Leser neue Betrachtungsweisen, die in bestimmten Lebenslagen nicht sofort in den Sinn kommen. Pfarrer Fetsch verweist etwa auf Schloss Neuschwanstein: Obwohl Schlossbauherr Ludwig II., der „Kini“, als gescheiterte und zu Lebzeiten verlachte Persönlichkeit galt, hinterließ er der Welt ein beeindruckendes Erbe. Vielleicht findet so mancher durch diese Sicht etwas Trost für einen nicht so geraden Lebenslauf?

Detailgenaue und tiefgründige Beschreibungen sorgen beim Lesen für Entschleunigung. Bilder können vor dem inneren Auge entstehen – man fühlt sich durch den Schreibstil ein wenig an Fantasiereisen erinnert, wie sie im Religionsunterricht oder bei Besinnungstagen gerne als Ent-

spannungsübung oder zur spirituellen Einstimmung gemacht werden.

Fetsch animiert zum Reisen in Gedanken und in der Vorstellung, die man vielleicht durch das Betrachten von Landschafts- und Tierfotos oder Bildern von Sehenswürdigkeiten in der Heimat und in fernen Ländern unterstützen kann. Nicht alle Orte, die Fetsch beschreibt, hat er selbst schon bereist. Manche haben ihn rein auf Fotos beeindruckt. Ebenso inspirierten ihn Erzählungen lieber Menschen – ein Plädoyer für den Wert des aufmerksamen Zuhörens.

In jedem Fall weckt sein Buch die Reise- und Entdeckerlust.

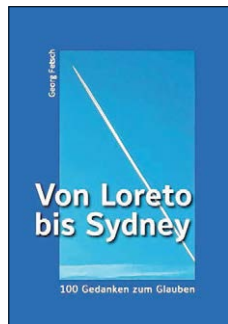
Das Buch „Von Loreto bis Sydney – 100 Gedanken zum Glauben“ kann man nicht an einem Tag in einem Rutsch lesen. Vielmehr sind es kleine, kompakte Portionen zum Schmökern. Fetschs Texte umfassen verschiedene Themenbereiche: Natur und Schöpfung, Wissenschaft, Technik, Handwerk, gelebter Glaube, Sakramente, Kunst, Kultur, Gesellschaft sowie Gedenktage der Heiligen und Zeit im Kirchenjahr.

Fetschs eingängige, locker formulierte Texte bleiben im Gedächtnis. In großer Schrift und auf hochwertigem Glanzpapier gedruckt, bietet das Buch ein angenehmes Leseerlebnis. Vielleicht ist der Leser nach der letzten Seite ein etwas anderer Mensch geworden: einer, dessen Blick wieder für kleine, unauffällige Momente im Alltag geschärft wurde. Einer, der sich kurze Pausen vom Alltag nehmen kann, und sich und Gott neu entdeckt hat. Ein wenig ist das Buch Seelsorge auf Papier – und mehr als das.

Lydia Schwab

Buchinformation

VON LORETO BIS SYDNEY –
100 GEDANKEN ZUM GLAUBEN
Georg Fetsch
Kunstverlag Josef Fink
ISBN: 978-3-95976-325-7
14,80 Euro



▲ Was hat der Hochgeschwindigkeitszug TGV mit dem Glauben an Gott zu tun?

Medienkritik



▲ Ivan (links) mit seinen Gefährten aus der slawischen Sagenwelt: Baba Yaga (oben), Koschei und Vasilisa.
Foto: EuroVideo

Unterhaltsam zur Verständigung

Vielleicht war die Eskalation des russisch-ukrainischen Grenzstreits zum waschechten Krieg nur eine Frage der Zeit. Zu viel Konfliktpotenzial hatte sich über die Jahre zwischen den Brudervölkern aufgebaut – nicht nur im Donbass oder auf der Krim-Halbinsel. Russen und Ukrainer standen auch bei mehreren militärischen Auseinandersetzungen der jüngeren Vergangenheit auf verschiedenen Seiten: in Tschetschenien zum Beispiel, in Südossetien und in Libyen.

Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass beide Völker weit mehr eint als trennt. Sie führen sich auf dieselben Ursprünge zurück, lebten jahrhundertlang in demselben Staat, ihre Sprache klingt für mitteleuropäische Ohren nahezu identisch. Die gemeinsamen slawischen Wurzeln liegen mehr als 1000 Jahre in der Vergangenheit, in heidnischer Vorzeit. Durch Sagen und Märchen wirken sie in beiden Ländern bis heute nach.

Einblicke in jene faszinierende Sagenwelt, die Russen und Ukrainern gemein ist, bietet der Fantasyfilm „Der letzte Ritter und das magische Schwert“, der jetzt in deutscher Synchronisation fürs Heimkino erschienen ist. Die flott inszenierte russische Produktion führt den jungen Illusionisten und Trickbetrüger Ivan (Viktor Khorinyak) unversehens ins magische Land der weißen Berge, wo Märchen- und Sagengestalten leben und Häuser laufen können.

In der Parallelwelt gerät Ivan zwischen die Fronten eines Kampfes zwischen Gut und Böse und erfährt: Er ist der Sohn des Helden Ilja Muromez und muss das Märchenreich vor den finsternen Machenschaften der Zauberin Barbara (Ekaterina Vilкова) bewahren. Bevor er zurück in seine eigene Welt gelangen kann, muss Ivan

ein sagenhaftes magisches Schwert finden.

Die Hauptfigur dürfte auf dem Helden Ivan Zarewitsch basieren. Gemeinsam mit der tapferen Vasilisa (Mila Sivatskaya), der Hexe Baba Yaga (Elena Yakovleva), dem unsterblichen Koschei (Konstantin Lavronenko) und einem amphibischen Wassermann (Sergey Burunov), hinter dem sich der slawische Vodyanoy verbirgt, macht er sich auf die Suche. In den alten Überlieferungen sind jene Gestalten meist negativ konnotiert. Hier entwickeln sie sich zu Ivans Freunden. Aber kann er ihnen wirklich trauen?

„Der letzte Ritter und das magische Schwert“ überzeugt nicht nur durch seine unterhaltsame Inszenierung und eine gehörige Portion Humor. Auch die mal skurrilen, mal atemberaubenden Maskeraden und Kostüme der Märchengestalten sind sehenswert. Die Spezialeffekte müssen sich vor der Konkurrenz aus Hollywood nicht verstecken.

Ein überragender Film ist „Der letzte Ritter und das magische Schwert“ dennoch nicht. Unter normalen Umständen würde er aus der Masse ähnlicher Produktionen kaum herausstechen. In Kriegszeiten wie diesen aber kann er womöglich helfen, die russisch-ukrainische Kultur und Mentalität kennenzulernen, Vorurteile abzubauen und eine Brücke der Verständigung nach Osteuropa zu bilden. Heimkino mit Mehrwert: gegen Hetze, Hass und Missverständnisse – toll!

tf

Information

„Der letzte Ritter und das magische Schwert“ ist bei EuroVideo auf DVD (EAN: 4009750208946) und Blu-ray (4009750305140) erschienen und im Handel für etwa 10 bis 15 Euro erhältlich.



26 Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsch hervor. Ich traute meinen Augen kaum – es war der fröhliche Herr Leonhard! – Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie verzaubert alle unbeweglich auf einem Beinchen, während sie das andere in die Luft streckten und dabei die Blumengirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höhe hielten.

Der Herr Leonhard aber fasste die schöne, gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüberblickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte: „Die Liebe – darüber sind nun alle Gelehrten einig – ist eine der couragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz.“

Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Fantast einmal in der kalten Welt unnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte voneinander wandern, in desto anständigerem Bogen bläst der Reise wind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hintennach, sodass ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein paar solche Schleppen zu treten.

O teuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! Obgleich Ihr in diesem Mantel bis an die Gestade der Tiber dahinrauscht, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zuckt und geigt und rumortet, Ihr musstet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. – Und nun denn, da es so gekommen ist, ihr zwei lieben, lieben, närrischen Leute! schlagt den seligen Mantel um euch, dass die ganze andere Welt rings um euch untergeht – liebt euch wie die Kaninchen und seid glücklich!“

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Myrtenkranz auf den Kopf und sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren feststrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

*Darum bin ich dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geschmückt,
Weil der Strich von deinem Bogen
Öfters hat mein Herz entzückt.*

Joseph von Eichendorff AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS



Endlich angekommen, beeilt sich der Taugenichts, zum Schlossgarten zu kommen. Bald hört er Gesang, der ihm seltsam vertraut erscheint. Nach einer Weile erkennt er die Stimme von Herrn Guido und eilt in die Richtung, aus der das Lied klingt. Dort sitzt die schöne Frau in einem prächtigen Kleid und einem Kranz von Rosen im Haar. Als sie den Taugenichts erblickt, schreit sie erfreut auf und er wird sogleich von vielen Mädchen umringt. Sie singen ein Lied aus dem Freischütz und tanzen um ihn herum.

Da trat sie wieder ein paar Schritte zurück. – „Kennst du die Räuber noch, die dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?“, sagte sie, indem sie einen Knicks mir machte und mich so anmutig und fröhlich ansah, dass mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beigeschmack! Aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!“, rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbiermesser, Reisekoffer, alles durcheinander!“

Sie drehte mich nach allen Seiten und konnte sich vor Lachen gar nicht zugute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdes noch immer still und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Scham und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Tränen aus den Augen, und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der andern Dame. Diese sah sie erst erstaunt an und drückte sie dann herzlich an sich. Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders als – der junge Herr Maler Guido!

Ich wusste gar nicht, was ich sagen sollte, und wollte soeben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach.

„Weiß er denn noch nicht?“, hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick. „Nein, nein“, sagte er endlich, „er muss schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre.“

„Herr Einnehmer“, wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber tue mir den Gefallen und wundere dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufrührst und neue Erdichtungen und Vermutungen ausschüttelst.“ Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, dass sie bis an die Stirn rot wurde.

„Nun denn“, sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier soeben tun will, als hörte und wüsste sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzen mit jemand vertauscht. Darüber kommt ein anderer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei jemand, und jemand will sein Herz nicht wiederhaben und ihr Herz nicht wieder zurückgeben. Alle Welt schreit – aber du hast wohl

noch keinen Roman gelesen?“ – Ich verneinte es. – „Nun, so hast du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Konfusion mit den Herzen, dass der Jemand – das heißt ich – mich zuletzt selbst ins Mittel legen musste. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Ross, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere, und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre.“

Unterwegs aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welschen Wirtshauses, vor dem du so vortrefflich Wache schließt, erblickte Flora plötzlich unsere Verfolger.“ – „Also der buckelige Signor?“ – „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder und ließen dich auf dem vorbestellten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger und zum Überflusse auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verkleidete Flora stündlich erwarteten und mit mehr Dienstfeier als Scharfsinn dich für das Fräulein hielten.“

Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, dass Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie – hast du nicht ein Briefchen erhalten?“ – Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. – „Also dieser Brief?“ – „Ist an mich“, sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsere Rede gar nicht Acht zu geben schien, riss mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen.“

„Und nun“, sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloss, da wartet schon alles auf uns. Also zum Schlusse, wie sich's von selbst versteht und einem wohlzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!“

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsch ein rasender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von Neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn sie aus der Erde wüchsen.

► Fortsetzung folgt

Joseph von Eichendorff
Aus dem Leben
eines Taugenichts
© Hamburger
Lesehefte Verlag
ISBN:
978-3-8729-004-2



Originell und symbolträchtig

Die Johannes-Nepomuk-Kirche im mährischen Žďár ist Weltkulturerbe der Unesco

Vor 300 Jahren entstand in der mährischen Provinz einer der eigentümlichsten Kirchenbauten in Europa. Das Gotteshaus hatte zunächst wenig Glück – doch mit der politischen Wende von 1989 ging sein Stern von neuem auf.

Ist das ein Raumschiff? Eine Stein gewordene Sternfrucht? Nein, es ist eine Kirche. Eine kuriose, aus Symbolen und Zahlenmystik zusammengesetzte Barockkirche. Nur denkbar knapp ist die Wallfahrtsstätte für den heiligen Johannes von Nepomuk im mährischen Žďár nad Sázavou (Saar an der Sassa), deren Bau 1722 abgeschlossen wurde, über die Jahrhunderte der Zerstörung entgangen. Seit 1994 steht sie unter dem Schutz der Weltkulturorganisation Unesco. 2014 beschloss der tschechische Staat die Rückgabe an die katholische Kirche.

Das einzigartige Hauptwerk der sogenannten böhmischen Barockgotik ist neben dem Schloss die Hauptattraktion der ansonsten wenig spektakulären 20 000-Einwohner-Kreisstadt Žďár. Das Kirchlein auf dem Grünen Berg am Südrand des Saarer Berglands gehört zu einem 1252 gegründeten Zisterzienserkloster, einst abgeschieden und inmitten fischreicher Seen, heute am Stadtausgang gelegen. Vor 600 Jahren von den Hussiten und erneut im Dreißigjährigen Krieg in Schutt und Asche gelegt, wurde es immer wieder aufgebaut.

Die Klosterkirche aus dem 14. Jahrhundert wurde 1706 von Barockbaumeister Johann Blasius Santini-Aichel erneuert, der sich in den folgenden Jahren mit einigen



▲ In malerischer Landschaft steht die einzigartige und kuriose Johannes-Nepomuk-Kirche.

Foto: Imago/Volker Preußner

weiteren originellen Bauwerken in der näheren Umgebung des Klosters verewigte: der Dorfkirche von Obyctov in Form einer Taube etwa oder dem Gasthaus in Ostrov, das gemäß den Initialen seines Förderers, Abt Václav Vejmluva von Žďár, in Form eines „W“ gestaltet ist.

Vejmluva war es auch, der 1719 Santinis Meisterstück in Auftrag gab: die Wallfahrtskirche zu Ehren des Johannes von Nepomuk. Der Prager Generalvikar wurde der Legende nach zum Märtyrer, weil er sich standhaft weigerte, gegenüber dem böhmischen König Wenzel IV. das Beichtgeheimnis zu brechen und Bekenntnisse von Königin Sophie preiszugeben. 1393 wurde der Priester gefoltert und von der Karlsbrücke in die Moldau geworfen. Bis heute wird er weltweit als Brückenhiliger verehrt.

Symbolträchtige Zahl

In der Wallfahrtskirche von Žďár ist die Zahl fünf allgegenwärtig: Fünf Tore und fünf Kapellen hat der Kreuzgang, fünf Seiten der sternförmige Grundriss des Zentralbaus mit seinen fünf Altären in fünf Kapellen. Das „V“ steht für den Auftraggeber, Abt Vejmluva, aber auch für die lateinische Zahl fünf – und fünf Buchstaben hat auch das Wort, das dem heiligen Johannes von Nepomuk als Attribut zugeschrieben wird: tacui – ich habe geschwiegen.

Ebenso geben die Türen- und Fensterformen beredten Hinweis auf den verschwiegene Erzbi-

schof. Zahllose Zungen gibt es da, die Mitra des Abtes von Žďár und – als gängiges Barockmotiv – die Dreieinigkeit Gottes als Triangel. Die fünf fünfstrahligen Sterne sollen bei Niedrigwasser der Moldau den Sterbeort des Heiligen markiert haben. Fünf achtstrahlige Sterne dagegen stehen für den Zisterzienserorden, der zehnstahlige für die Muttergottes, die von den Zisterziensern besonders verehrt wird. Auch sechsstrahlige Sterne sind zu finden: Johannissterne. Fünf V-förmig angeordnete Cherubim und drei Putten am Hochaltar stehen für die angeblich 53 Lebensjahre des Märtyrers.

Dem architektonischen Kleinod waren nicht viele Jahre in Pracht beschieden. 1737 brannten Barockkonvent und -kirche von Žďár zum ersten Mal. Das unrühmlichste Kapitel Klostergeschichte schrieb 1784 der letzte Abt, Otto Steinbach. Er selbst soll das Feuer gelegt haben,

das 1784 Kloster- und Wallfahrtskirche ruinierte. Danach bat der Abt Kaiser Joseph II. um die Aufhebung des hoch verschuldeten Klosters und setzte sich als Privatier nach Prag ab. Sein unstetes Leben endete wohl 1825, nach einem vorgetäuschten Suizid und neuerlicher Flucht, im rheinischen Bonn.

Schafstall und Friedhof

Der Bischof von Olmütz wollte damals die zerstörte Jan-Nepomuk-Kirche, die nun als Schafstall diente, abreißen lassen. Doch die Bevölkerung wehrte sich – mit einer Idee: Das umfriedete Areal im Inneren des zehneckigen Kreuzgangs, ursprünglich als Herberge und Gebetsstätte für die Pilger konzipiert, wurde für zwei Jahrhunderte zum Friedhof der Gemeinde und die Wallfahrtskirche zur Friedhofskapelle umfunktioniert.

Alexander Brüggemann



Fotos: KVA (2)

▲ Der markante Bau des Gotteshauses erinnert entfernt an eine Mondrakete.



◀ Auf der Prager Karlsbrücke erinnert eine Statue an Johannes Nepomuk. Hier wurde er in die Moldau geworfen, weil er sich geweigert hatte, das Beichtgeheimnis zu brechen.

Viel Neues auf den Feldern

Soja, Hirse, Buchweizen: Landwirte suchen nach den Pflanzen der Zukunft

Mit dem Klimawandel rücken in der Landwirtschaft zunehmend Nutzpflanzen in den Blick, die gut mit Sonne und Trockenheit klar kommen. Darunter sind einige Neuankömmlinge aus dem Süden. Aber auch so manche Traditionsfrucht wird gerade wieder neu entdeckt.

In dem gemütlichen Hoffladen wuchtet Sabine Schulz-Behr Gemüsekisten beiseite und legt Brote in die Auslage. Dann kommt sie zum Kühlregal. Kochsahne, Milch, Joghurt, Tofu – alles ist aus Soja. „Aus Sojabohnen kann man ganz viel machen“, schwärmt sie. „Geräucherter Tofu schmeckt wie Leberkäse. Wir braten ihn und geben ihn über den Salat. Lasagne aus Soja-Schnitzeln ist bei uns zu Hause der Renner.“

Versuche mit Sojabohnen

Gelegentlich hilft Schulz-Behr im Hoffladen auf dem Gladbacherhof aus, einem Lehr- und Versuchsbetrieb für Ökologischen Landbau der Universität Gießen. Ihr Mann Franz Schulz ist Leiter der Versuchstation. Seit 23 Jahren machen die Wissenschaftler auf dem Gladbacherhof unter anderem Feldversuche mit Soja: Unterschiedliche Reihenweiten, verschiedene Sorten, Anbau zusammen mit Weizen. In den vergangenen Jahren hätten sich die Trockenperioden ausgedehnt. Manchmal regne es vier, fünf Wochen nicht, berichtet Schulz. Der Sojabohne mache das nichts aus. Sein Fazit aus all den Versuchen: „Soja könnte eine Pflanze der Zukunft werden.“

Mit dem Klimawandel rücken Nutzpflanzen in den Blick, die mit Trockenheit und hohen Temperaturen zurechtkommen. „Der Klimawandel eröffnet uns Anbaualternativen“, sagt Werner Vogt-Kaute, Fachberater beim Naturland-Verband für ökologischen Landbau. Auf seinem Nebenerwerbs-Hof in Bayern macht er gerade mit Soja Kühle-Toleranz-Versuche. Außerdem ist er „bei Platterbsen eingestiegen“, wie er sagt. Die Hülsenfrucht sei in Deutschland im Mittelalter viel angebaut worden und dann in Vergessenheit geraten.



▲ Buchweizen kann Sonne und Trockenheit vertragen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er in Deutschland aber von Getreide und Kartoffeln verdrängt. Fotos: gem (3)

Gerade habe ein Landwirt bei ihm angerufen und nach Tipps für den Anbau von Linsen gefragt, erzählt Vogt-Kaute. Auch diese Hülsenfrucht sei in Deutschland bis zum Zweiten Weltkrieg angebaut worden, „dann ging es quasi auf null runter“. Jetzt erlebten Linsen eine Renaissance.

Ebenso die Rispen-Hirse. Bis zum 17. Jahrhundert war sie ein wichtiges Nahrungsmittel, verschwand dann aber von den Tellern. „Jetzt profitiert sie vom Trend zur vegetarischen Ernährung“, erklärt Vogt-Kaute. Auch Hirse kann Trockenheit und Sonnenchein gut vertragen. Ähnliches gilt für Buchweizen: Das Knöterichgewächs mag arme Böden und war lange im Nordwesten und Osten verbreitet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er von Getreide und Kartoffeln verdrängt.

Vielfalt auf dem Teller

Die beiden Wissenschaftler der Universität Hohenheim plädieren für mehr Vielfalt in der Landwirtschaft und auf dem Teller: Von weltweit 380 000 Pflanzenarten seien 30 000 essbar, doch nur 30 Pflanzenarten erzeugten 95 Prozent der weltweiten Kalorien. „Gerade im Hinblick auf den globalen Klimawandel kann es wichtig werden, Getreideformen zu haben, die besonders widerstandsfähig sind.“

Als „Art für die Zukunft“ preisen Miedaner und Longin zum Beispiel den Amarant. Er kommt aus Zentral- und Südamerika. Azteken, Inka und Maya hätten ihm eine

„lebensverlängernde Wirkung“ zugeschrieben. Quinoa entstammt der Andenregion Südamerikas und war bei den Inka Grundnahrungsmittel. Quinoa, Buchweizen und Amarant zeichne unter anderem ein hoher Lysingehalt aus – eine essenzielle Aminosäure, die der Körper nicht selbst herstellen könne.

Nicht immer erfolgreich

Doch gerade der Anbau neuer Arten hat seine Tücken: So probieren zwar einige deutsche Landwirte Kichererbsen aus, die normalerweise am besten in subtropischen Gebieten gedeihen. „Wenn es aber zur Ernte regnet, blühen sie wieder“, erklärt Naturland-Berater Vogt-Kaute. Im vergangenen eher verregneten Sommer haben seinen Angaben zufolge nur zwei Landwirte rund um Berlin gut geerntet.

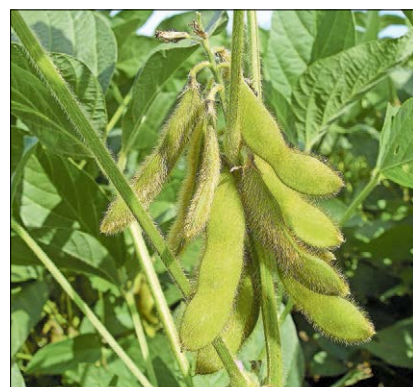
Bei Trockenbohnensorten, unter die auch Kidneybohnen fallen, gebe es eine riesige Nachfrage, aber man brauche für die Ernte Spezialmaschinen. Weiße Lupinen – geeignet zum Beispiel als Kaffee-Ersatz – haben schwer unter einer Pilzinfektion gelitten, erläutert Tanja Schäfer, Professorin für Pflanzenbau und Nachhaltige Anbausysteme an der Fachhochschule Südwestfalen in Soest. Eine Neuzüchtung lasse die Anbaumengen nun wieder steigen.

Auf dem Gladbacherhof stellt Franz Schulz mehrere Gläser auf den Tisch. Sie sind gefüllt mit getrockneten Ackerbohnen, Erbsen, weißen Lupinen und Sojabohnen. Er fischt ein paar Sojabohnen aus dem Glas und betrachtet sie auf seiner Handfläche. „Der Klimawandel wird viel mehr möglich machen“, sagt er nachdenklich. Einige Kulturen werden an Bedeutung verlieren, aber Neues kommt hinzu.

Stefanie Walter



▲ Auf dem Gladbacherhof betreibt die Uni Gießen einen Lehr- und Versuchsbetrieb für Ökologischen Landbau. Hier machen Wissenschaftler unter anderem Feldversuche mit Soja. Ist das die Pflanze der Zukunft? Foto: Imago/epd



▲ Sojabohnen lassen sich in der Küche vielfältig einsetzen. Die Pflanze übersteht auch längere Trockenperioden.



▲ Bis zum 17. Jahrhundert war Hirse ein wichtiges Nahrungsmittel – und ist wieder im Kommen.

Hilfsorganisationen: Jede Spende zählt



„Geben ist seliger denn Nehmen“: Dieses Prinzip überzeugt nicht nur Christen. Im vergangenen Jahr spendeten die Deutschen eine Rekordsumme von rund 5,8 Milliarden Euro.

Hohe Spendenbereitschaft

Die Deutschen haben im Kalenderjahr 2021 rund 5,8 Milliarden Euro gespendet. Das ist das beste Ergebnis seit Beginn der Erhebung im Jahr 2005. Im Vergleich zum bereits sehr guten Vorjahr stieg das Spendenniveau erneut um deutliche sieben Prozent. Das ist das Ergebnis der GfK-Studie „Bilanz des Helfens“, die jährlich im Auftrag des Deutschen Spendenrats durchgeführt wird. Rund 20 Millionen Menschen haben demnach Geld an gemeinnützige Organisationen oder Kirchen gespendet. Im Vergleich zum Vorjahr entspricht dies einer Steigerung um fünf Prozent. Der Betrag der durchschnittlichen Spende pro Spender lag 2021 gegenüber dem Vorjahr um zwei Euro höher und ist damit auf einem Rekordniveau in Höhe von 42 Euro angekommen. Die durchschnittliche Spendenhäufigkeit pro Spender lag erneut bei etwa sieben. Hauptanteil der Spenden stellt mit 75,8 Prozent weiterhin die humanitäre Hilfe dar, welche gegenüber dem Vorjahr (75,6 Prozent) leicht zulegt. Stärkster Gewinner ist dabei die Not- und Katastrophenhilfe, die ihren Anteil am Gesamtspendenvolumen von 18 auf 28 Prozent steigert. In absoluten Zahlen entspricht das einer Steigerung von fast einer halben Milliarde Euro. Für andere

humanitäre Zwecke wurde hingegen im Vergleich zum Vorjahreszeitraum weniger gespendet. Dies betrifft die Spendenzwecke „Kirche und Religion“ (-138 Millionen Euro), „Kinder und Jugendhilfe“ und „Krankheit und Behinderung“ (beide -79 Millionen Euro).

Außerhalb der humanitären Hilfe verbuchten die Bereiche Tierschutz (+23 Millionen Euro), Umwelt- und Naturschutz (+15 Millionen Euro) sowie Kultur- und Denkmalpflege (+zwei Millionen Euro) einen Zuwachs in absoluten Zahlen.

Nach wie vor spendet die Generation 70plus am meisten. Ihr Anteil am Gesamtspendenvolumen lag 2021 bei 43 Prozent. Die Anzahl der Spender stieg in dieser Altersgruppe um 152 000, in der Altersgruppe 60 bis 69 sogar um 204 000. Noch deutlicher war der Anstieg allerdings in der Altersgruppe 50 bis 59 (+259 000) sowie in der Altersgruppe bis 29 Jahre (+508 000).

Max Mälzer, Geschäftsführer des Deutschen Spendenrats freut sich darüber: „Es ist so beeindruckend wie erfreulich, dass die Anzahl der Spenderinnen und Spender sich gerade in der jungen Altersgruppe so toll entwickelt. Es zeigt, dass das manchmal kolportierte Vorurteil der wenig bis nicht engagierten jungen Generation einfach nicht zutrifft.“ pm



▲ José Carreras besucht eine betroffene Familie im Krankenhaus.

Foto: DJCLS

Im Einsatz gegen Blutkrebs

Startenor José Carreras war 1987 an Leukämie erkrankt. Seit seiner Heilung engagiert sich der berühmte Sänger für sein erklärtes Ziel „Leukämie muss heilbar werden. Immer und bei jedem“.

1995 wurde in Deutschland die erste José Carreras Benefizgala in Leipzig ausgestrahlt, mit der die Arbeit der Deutschen José Carreras Leukämie-Stiftung e.V. begann. Seitdem treten jedes Jahr internationale und nationale Stars bei der José Carreras Gala auf, um den weltberühmten Tenor bei seinem Kampf für die Heilung von Leukämie und verwandten Blutkrankheiten zu unterstützen.

Bis heute engagieren sich zahlreiche Menschen mit kreativen Benefizaktionen und Spenden für die José Carreras Stiftung. Über 220 Millionen Euro wurden seit der Gründung gesammelt und knapp 1400 Projekte in den Bereichen

Forschung, medizinische Versorgung und Soziales umgesetzt.

Schon viel erreicht

In den zurückliegenden 27 Jahren hat die Stiftung viele Etappenziele verwirklicht. Dennoch geht die Arbeit weiter, so lange, bis auch das wichtigste Ziel erreicht ist: die Heilung von Leukämie. Dies kann nur mit der Hilfe von Förderern, Spendern, Freunden und Botschaftern gelingen, die die José Carreras Leukämie-Stiftung treu und kontinuierlich unterstützen. Wer dabei helfen will, ist herzlich eingeladen: Jede Spende trägt dazu bei, Leukämie heilbar zu machen.

Information: Mehr zur Deutschen José Carreras Leukämie-Stiftung unter www.carreras-stiftung.de; Tel. 089/272 90 40.

Internet statt Sammelbüchse

Gut jeder vierte Geldspender in Deutschland (26 Prozent) hat sich nach Angaben des Branchenverbands der deutschen Informations- und Telekommunikationsbranche Bitkom online zum Spenden motivieren lassen. Laut einer Umfrage des Verbands folgten 24 Prozent Aufrufen von Organisationen und Unternehmen auf Facebook, Twitter und Co. Jeder Sechste (17 Prozent) werde in Sozialen Medien über sein persönliches Netzwerk zum Spenden motiviert und neun Prozent folgten Appellen von Influencern. Vor allem jüngere Menschen würden über das Internet zum Spenden animiert. „Die Sammelbüchse hat ausgedient. Das Spendensammeln über Soziale Netzwerke löst das herkömmliche Fundraising nach und nach ab“, resümierte Bitkom-Hauptgeschäftsführer Bernhard Rohleder. Hilfsorganisationen müssten darauf reagieren und eine professionelle Onlinepräsenz aufbauen. KNA

Was möchten Sie weitergeben?



Unser ganzes Leben versuchen wir, für unsere Lieben zu sorgen und ein Vorbild für die nächste Generation zu sein. Aus Dankbarkeit für ein gesundes Leben beschloss Anna Schulz*, die José Carreras Leukämie-Stiftung im Testament zu berücksichtigen. Damit stellt sie ihr Erbe langfristig für einen sinnvollen Zweck zur Verfügung.

Anna kennt die Arbeit der Stiftung seit vielen Jahren. Um ihren letzten Willen nach ihren Wünschen festzulegen, fand sie beim Stiftungsteam kompetente und sorgfältige Hilfe.

„Es ist ein schönes Gefühl zu wissen, dass ich ein wenig dazu beitragen kann, dass eines Tages niemand mehr an dieser schrecklichen Krankheit sterben muss.“

joséCARRERAS
LEUKÄMIE-STIFTUNG

www.carreras-stiftung.de | Tel. 089 272 9040

*Name und Bild zum Datenschutz verändert.

Vor 175 Jahren

Musik nur für die Schublade

Fanny Hensel trat hinter ihrem Bruder Felix Mendelssohn zurück



▲ Fanny Hensel im Jahr 1842.

Ihr Talent, „mit den Fingern zu singen“, machte sie zu einer der größten Klaviervirtuosinnen ihrer Zeit. Sie komponierte über 460 Werke, war eine der ersten Dirigentinnen der Welt – und blieb doch ein tragisches Genie. Die sozialen Zwänge und Rollenbilder verwehrten es Fanny Hensel, aus dem Schatten ihres Bruders zu treten.

Eigentlich war Felix ihr kleiner Bruder, mit dem sie lebenslang aufs engste verbunden blieb: Als ältestes von vier Kindern wurde Fanny Mendelssohn am 14. November 1805 in Hamburg geboren, Tochter des Bankiers Abraham Mendelssohn. Nach der Übersiedlung nach Berlin 1811 wurden die Kinder evangelisch getauft. Die Mutter stammte aus einer Familie bekannter Pianistinnen; die Begabung vererbte sich an Fanny: Mit zwölf Jahren spielte sie Bachs „Wohltemperiertes Klavier“ auswendig, nahm dann am Kompositionsunterricht für Felix teil und begleitete ihn 1816 auf einem Studienaufenthalt in Paris bei der Pianistin und Komponistin Marie Bigot.

Nicht im Männerberuf!

Für Felix konnte sich Abraham Mendelssohn eine professionelle Musikerkarriere vorstellen; doch als auch die 15-jährige Fanny zu komponieren begann, bekam sie vom Vater zu hören, dass in ihrem Leben Musik nur eine „Zierde“ sein könne: „Du musst Dich ernster und emsiger zu Deinem eigentlichen Beruf, zur Hausfrau bilden.“ Damals schickte es sich nicht für eine Frau von Stande, eigenes Geld zu verdienen, schon gar nicht in „Männerberufen“.

Dennoch komponierte Fanny weiter, schrieb Kammer-, Klavier- und Orgelmusik, Chorwerke, Kantaten, ein Oratorium nach Bildern der Bibel und die Orchesterouvertüre in C-Dur.

1829 heiratete sie den Hofmaler Wilhelm Hensel, der sie glücklicherweise als Musikerin unterstützte: Viele ihrer 250 Lieder sind Vertonungen seiner Gedichte. Zunächst wurden einzelne von Fannys Werken von Bruder Felix publiziert – allerdings unter seinem Namen. Doch weitergehende Veröffentlichungen wurden von Vater und Bruder verboten. Fanny kommentierte mit bitterer Ironie, die große Schwester sollte ihr Licht besser unter den Scheffel stellen, „denn erstens ist sie dumm, u. zweitens blöde, und drittens kann sie nischt“.

Nur eine kleine Bühne

1823 begann die Familie Mendelssohn Bartholdy, im Gartensaal ihres Berliner Anwesens öffentliche Sonntagskonzerte zu veranstalten. Zu den bis zu 300 Zuhörern zählten die bedeutendsten Künstler und die Prominenz der Hauptstadt. Endlich ergab sich für Fanny eine Bühne, zumindest als Solistin am Klavier zu brillieren. 1831 brach Felix zu einer zweijährigen Bildungsreise auf, und Fanny übernahm die Organisation der Sonntagskonzerte. Nun konnte sie auch eigene Kompositionen zur Aufführung bringen und ihr Talent als Dirigentin bei der Chor- und Orchesterleitung unter Beweis stellen.

„Mehr als die größten Virtuosen und die schönsten Stimmen, die ich dort hörte, galt mir der Vortrag Fanny Hensels, und ganz besonders die Art, wie sie dirigierte“, erinnerte sich die Komponistin Johanna Kinkel: „Ein Sforzando ihres kleinen Fingers fuhr uns wie ein elektrischer Schlag durch die Seele und riss uns ganz anders fort ...“ 1834 wurde in London erstmals eines ihrer Werke unter Fannys eigenem Namen veröffentlicht, ihr „Ave Maria“ nach Sir Walter Scott. Kurz vor ihrem Tod plante sie, noch mehr Klavierwerke ohne Erlaubnis ihres Bruders der Öffentlichkeit vorzustellen. Doch am Nachmittag des 14. Mai 1847, während der Sonntagskonzert-Proben, starb Fanny an einem Schlaganfall. Der zutiefst getroffene Felix überlebte diesen Schock nur um wenige Monate, bevor auch er einem Schlaganfall erlag. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

14. Mai

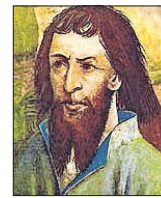
Bonifatius von Tarsus, Christian

Kurt Eisner ist bekannt als Anführer der Novemberrevolution von 1918 in München und als erster Ministerpräsident des Freistaats Bayern. Er wurde aber kurz nach Amtsantritt ermordet. Der Politiker, Journalist und Schriftsteller wurde 1867 geboren.

15. Mai

Sophia, Sonja

Niklaus von der Flüe (1417 bis 1487) liebte schon früh Einsamkeit und das stille Gebet. Mit 16 zeigte ihm eine Vision die Stelle für seine spätere Einsiedelei. Dafür verließ der Schweizer Frau und Kinder. Sein Rat war bei der Bevölkerung und Staatsoberhäuptern gefragt. Vor 75 Jahren wurde der Asket und Mystiker, bekannt als „Bruder Klaus“, heiliggesprochen.



16. Mai

Johannes Nepomuk



Das von ihm erfundene Grammophon und die dazugehörige Schallplatte stellte der deutsche Erfinder und Industrielle Emil Berliner 1887 in Washington, D.C. vor. Kurz darauf gründete Berliner in Hannover die „Deutsche Grammophon Gesellschaft“ und richtete das erste Tonstudio in Berlin ein.

17. Mai

Paschalis Baylon, Walter

Nach 22 Stunden Streit einigte sich der deutsche Bundestag 1972 auf die Ostverträge mit Polen und der Sowjetunion. Die westlichen Alliierten

begrüßten den Entspannungskurs von Willy Brandt (SPD) und Walter Scheel (FDP), innenpolitisch gab es Auseinandersetzungen. Die CDU/CSU-Opposition sah darin den „Ausverkauf deutscher Interessen“. Sie fürchtete, dass die Oder-Neiße-Linie endgültig als Westgrenze Polens und die DDR als zweiter deutscher Staat anerkannt würden.

18. Mai

Blandine Merten, Johannes I.

Vor 150 Jahren kam Bertrand Russell zur Welt. Der britische Philosoph und Wissenschaftler war Gegner der atomaren Rüstung und in der Friedensbewegung aktiv. Er kritisierte die Beteiligung der USA am Vietnamkrieg sowie die Intervention der Warschauer-Pakt-Staaten 1968 in der Tschechoslowakei.

19. Mai

Alkuin, Yvonne

John Jacob Abel führte erstmals eine Blutwäsche bei einem Versuchstier durch. Der amerikanische Mediziner, Pharmakologe und Biochemiker gilt zudem als einer der Pioniere der frühen Hormonforschung, vor allem über Adrenalin und Insulin. Abel wurde 1857 geboren.

20. Mai

Bernhardin von Siena, Valeria

Seinen 75. Geburtstag begeht Bernhard Paul. Mit Multimedia-Künstler André Heller erfüllte er sich einen Kindertraum und gründete den „Circus Roncalli“ (Foto unten). Viele Menschen erinnerte der Name an den populären Papst Johannes XXIII. (Angelo Giuseppe Roncalli).

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Zirkusdirektor Bernhard Paul mit seiner Familie. Die Kinder traten schon früh in der Manege auf und sind dort getauft. Im Programm gibt es seit einigen Jahren keine Tiernummern mehr. Die Vorstellungen prägen Artisten, Ballett, Orchester und Technik.

SAMSTAG 14.5.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Geo Reportage.** Schwerelos im Windkanal.
20.15 SRTL: **About a Boy.** Schwerenöter Will besucht zum Frauenfang eine Selbsthilfegruppe für Alleinerziehende. Dabei begegnet er dem zwölfjährigen Marcus. Komödie mit Hugh Grant.

▼ Radio

- 6.20 DKultur:** **Wort zum Tage (kath.).** Pfarrer Klemens Geiger, Wolfertschwenden.
18.05 DKultur: **Feature.** Zirkus – Die Schaulust.

SONNTAG 15.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **9.00 ZDF:** **37 Grad.** Handwerk statt Studium.
 👁 **9.30 ZDF:** **Katholischer Gottesdienst** aus dem als Kunstmuseum genutzten Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. Zelebrant: Prämonstratenserpater Thomas Handgrätiger.
 👁 **13.15 BR:** **Oberammergau und seine Passion.** Doku zum Start der 42. Passionsspiele.
 👁 **20.15 SWR:** **Vom Lago Maggiore zum Gardasee.** Traumziele in Oberitalien.

▼ Radio

- 7.05 DKultur:** **Feiertag (kath.).** Tradition verpflichtet! Die Oberammergauer Passionsspiele nach der Corona-Zwangspause.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Josef in St. Ingbert (Saarland). Zelebrant: Pfarrer Daniel Zamilski.

MONTAG 16.5.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Flucht vor Putin.** Russen in Georgien. Reportage.
 👁 **22.00 BR:** **Lebenslinien.** Glaube, Liebe, Rebellion. Doku über Pfarrer Rainer Maria Schießler.

▼ Radio

- 6.35 DLF:** **Morgenandacht (kath.).** Andreas Britz, Bellheim. Täglich bis einschließlich Samstag, 21. Mai.
20.05 DLF: **Musik-Panorama.** Höfische Lieder und liturgische Gesänge – Musik zur Zeit von Kaiser Karl IV. (1316 bis 1378).

DIENSTAG 17.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **20.15 ZDF:** **Der Ausbruch.** War die Pandemie vermeidbar? Doku.
 👁 **21.45 ARD:** **Angst nach der Ahrtflut.** Nach der Katastrophe vom Juli 2021 fragen sich viele: Wie sicher ist das Ahrtal? Doku.
 👁 **22.15 ZDF:** **37 Grad.** Bunte Polizei. Einsatz mit Migrationsgeschichte.

▼ Radio

- 19.15 DLF:** **Das Feature.** Grünkohl und Geschütze. Kochen im Krieg.

MITTWOCH 18.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **19.00 BR:** **Stationen.** Einfach anders – Systemsprenger.
 👁 **20.15 ARD:** **Alte Bande.** Der 80-jährige Boxer plant einen Gefängnisausbruch, um seine alte Liebe zu finden. Komödie.

▼ Radio

- 20.10 DLF:** **Aus Religion und Gesellschaft.** „Ich glaube an den Menschen.“ Liedermacher Wolf Biermann und die Religion.

DONNERSTAG 19.5.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte:** **Gesundheit für alle.** Das Gesundheitskollektiv Berlin vereint Mediziner und Sozialarbeiter. Reportage.
 👁 **22.45 WDR:** **Menschen hautnah.** Wenn die Worte gehen. Wie der Hirntumor unsere Beziehung verändert. Reportage.

▼ Radio

- 19.30 DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** Rollentausch. Wenn Eltern Pflege brauchen.

FREITAG 20.5.

▼ Fernsehen

- 👁 **20.15 ARD:** **Schule am Meer.** Starkoch und Weltenbummler Erik kommt als Gastdozent an eine Berufsschule an der Flensburger Förde. Er wirbelt den Schulalltag mit unkonventionellen Methoden durcheinander. Auftakt einer neuen Filmreihe.

▼ Radio

- 20.05 DLF:** **Das Feature.** „Niemand kann es weiter bringen als zu sich selbst.“ Literatur hinter Gittern.

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Der ganz normale Wahnsinn

Nach seiner Aussage gegen die einflussreichsten Mafiosi lebt der gefürchtete New Yorker Pate Giovanni Manzoni (Robert De Niro) unter dem Namen Fred Blake mit seiner Familie im Zeugenschutzprogramm. In einem Städtchen in der Normandie sollen sich die Blakes möglichst unauffällig verhalten. Die Krimi-Komödie „**Malavita**“ (RTL2, 15.5., 20.15 Uhr) zeigt auf unterhaltsame und mitunter absurde Weise, dass das gar nicht so einfach ist. Mutter Maggi (Michelle Pfeiffer) legt gleich mal einen Supermarkt in Schutt und Asche, während Tochter Belle (Dianna Agron) und Sohn Warren (John D'Leo) lernen, sich in ihrer neuen Schule durchzusetzen.

Fotos: CG Cinema/Vistamar Filmproduktion/Juhlandfilm/BAM Film/Kinology, Universum Film GmbH



Große Sehnsucht nach Freiheit

Sommer in einem türkischen Dorf: Lale (Günes Sensoy) und ihre vier Schwestern wachsen nach dem Tod der Eltern bei ihrem Onkel und der Großmutter auf. Als sie beim unschuldigen Herumtollen mit ein paar Jungs im Meer beobachtet werden, lösen sie einen Skandal mit dramatischen Folgen aus: Das Haus der Familie wird zum Gefängnis, Benimmunterricht ersetzt die Schule, Ehen werden arrangiert. Das Drama „**Mustang**“ (Arte, 16.5., 20.15 Uhr) setzt die unbezähmbare Lebenslust der fünf Mädchen in Szene, die sich in einer von Männern geprägten Gesellschaft ihr Recht auf Selbstbestimmung erkämpfen.

Teufelskreis Wind und Klimawandel

Der Wind sorgt für den Wechsel zwischen Hoch- und Tiefdruckgebieten. Doch der Klimawandel verändert die bestehenden Windverhältnisse auf der Erde. Veränderte Windsysteme machen Extremwetter wie Dürren oder Starkregen immer wahrscheinlicher. Die Ursache suchen Forscher in der Arktis, wo die Temperaturen schneller steigen als im Rest der Welt. Die Meteorologen haben dort bereits alarmierende Entwicklungen nachgewiesen. Der Klimawandel verändert den Wind, und der veränderte Wind beschleunigt den Klimawandel. Die Dokumentation „**Der Wind**“ (Arte, 14.5., 22.55 Uhr) wirft einen Blick auf diesen Teufelskreis.

Senderinfo

katholisch1.tv bei augsburg.tv und allgäu.tv jeden Sonntag um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22.00 Uhr). Und täglich mit weiteren aktuellen Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv

Radio Horeb im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Erzählung

Der blaue Teddybär



Der Rummelplatz ist ein Eldorado für einen siebenjährigen Jungen. Bernemann war in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Als wir zwei am späten Nachmittag über den Festplatz bummelten, signalisierte mir der Bub immer wieder, was ihm gefiel und was er sich wünschte.

Als wir an der Schießbude vorbeikamen, fragte er mich: „Schießt du mir dort den blauen Teddy?“ Der Teddybär war dunkelblau wie der Himmel über der Ägäis und so groß wie ein ausgewachsener Koala. Und er war wirklich sehr schön. Es gelang mir indes, den kleinen Kumpel erst noch zu einigen anderen Vergnügungsstätten zu lotsen.

Wir fuhren drei Runden auf dem Autoscooter, und wir fuhren drei Runden auf der Raupenbahn. Wir saßen im Riesenrad. Wir schlemmten Zuckerwatte. Ich schleuderte Bälle auf Blechpyramiden und gewann für Bernemann einen bunten Vollgummiball, der fast so groß war wie ein Fußball.

Als wir an der Losbude vorbeikamen, bewunderte der kleine Kumpel auch hier die angebotenen Teddybären, aber ich mochte mir nicht ausmalen, wie viele Lose ich wohl kaufen müsste, bis ich so einen Bären gewinnen würde.

So landeten wir wieder an der Schießbude. Ich zermarterte mir in

verzweifelter Hast das Hirn, wie ich mich aus der Affäre ziehen mochte, denn ich konnte nicht schießen, hatte noch nie so ein Gewehr in der Hand gehabt, noch nicht einmal auf dem Rummelplatz, und selbst, wenn ich es versucht hätte, wäre es garantiert ein unlösbares Unterfangen gewesen. Niemals würde ich das hinbekommen. Das wusste ich genau. Es war hoffnungslos. Es war aussichtslos. Ich würde nicht einmal ein Scheunentor aus einer Distanz von fünf Metern treffen.

„Ich kann das leider nicht“, räumte ich schließlich ein. Der kleine Kumpel schaute mich erstaunt an. „Aber der blaue Teddybär ...“ Wir aßen zwei Fischbrötchen und kauften einen tüchtigen Vorrat an Süßigkeiten und Leckereien für die nächsten Wochen ein. Und wieder kamen wir an der Schießbude vorbei.

„Wie viele Treffer“, fragte ich den Betreiber verschwörerisch, „brauche ich, um einen Teddybären zu gewinnen?“ „Kaufen Sie 15 Schüsse“, schlug mir der Mann vor. „Sie sehen ja die Röhrchen unterhalb der Bären. Für zwölf Treffer gibt's einen Teddy.“ „Keine Chance“, sagte ich. „Kann ich diesen blauen Teddy nicht einfach so kaufen?“

Der Mann sah aus, als müsse er mit ungeheurer Anspannung nachdenken. „Kaufen Sie 30 Schüsse“, sagte er dann, „und ich will aus-



nahmsweise mal ein Auge zudrücken.“

Ich wusste, dass ich in einen Bären investierte, der wahrscheinlich für ein paar Penny im fernen China produziert worden war, aber na gut. Jedenfalls machte ich dem kleinen Kumpel damit eine riesengroße Freude. Ich trug den Ball und die Süßigkeiten nach Hause. Und Bernemann ließ seinen blauen Teddy nicht mehr los. Der bekam dann auch einen Ehrenplatz auf Bernemanns Nachttisch und durfte sogar mit ins Bettchen.

Ich sag' euch, liebe Leute, der Rummelplatz ist ein wahres Eldorado für einen kleinen Jungen.

Text: Peter Biqué;

Foto: gem/Bearbeitung: SUV

Sudoku

6	1			8		4	9
8				6	4	5	3
4		5		9	2	6	
	6	9		2		1	5
	8	4	5	7	1		
	5	1	9				8
5	7		2	8	9	4	
9		8	6				2
		6	4	3		8	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 19.

1	9						8
8		5	3	6			
			2	8		1	6
2	8					5	
			7	1		4	
			9	2	5		7
				5	2	3	9
9	4	2			7		
	5			6	7		4





Hingesehen

3,5 Millionen Euro kostet die Renovierung der evangelischen Christuskirche in Neumarkt in der Oberpfalz. Das Spendensammel-Team der Kirchengemeinde kam deshalb auf die Idee, Regionalbischof Klaus Stiegler aus Regensburg eine Wette anzubieten: „Wetten, dass wir unseren Regionalbischof aufwiegen?“ Die Neumarkter brachten seit Februar ihre Münzen – vom Ein-Cent-Stück bis zur Zwei-Euro-Münze – in Beuteln, Boxen und Gläsern ins Pfarramt. Am vergangenen Sonntag war es dann soweit: Der Bischof musste vor dem Besteigen der Wiegewippe auf die Waage, die 107 Kilogramm anzeigte. Jugendliche luden die gesammelten Berge von Kleingeld vor dem staunenden Publikum in eine große Kiste auf der anderen Seite der Wippe. 145 Kilogramm wog das Münzgold; 3341 Euro Spenden kamen so zusammen. Bischof Stiegler freute sich über seine „Niederlage“: „Es ist eine großartige Sache“, machte der Geistliche allen Beteiligten ein dickes Kompliment. *Text/Foto: Franz Xaver Meyer*

Wirklich wahr

Ein neues Graffito in Rom zeigt Papst Franziskus mit „atomarer Migräne“. Das Werk „Trauma-Tomica“ des Künstlers Sirante schmückt seit kurzem eine Hauswand im Zentrum. Eingefasst in einen goldenen Rahmen ist dort ein weinender Papst zu sehen, der mit einer Hand sein Gesicht bedeckt. Über seinem Kopf prangt ein glühender Atompilz.



noch an den Frieden denke, erklärt der Künstler das Motiv. „Ich habe mir vorgestellt, wie sich der Papst in diesem Moment fühlen mag.“ Dieser sei „praktisch der einzige Mensch, der noch über den Frieden nachdenken und sprechen kann“. Das gelte derzeit mehr denn je, da das Wort „Friede“ aufgrund des Kriegs zwischen Russland und der Ukraine praktisch aus dem Wortschatz verschwunden sei. *Text/Foto: KNA*

Papst Franziskus sei traumatisiert, weil er als einziger

Zahl der Woche

163

Prozent Steigerung im Vergleich zum Vorjahresmonat verzeichnet das private Spendenvolumen der Bundesbürger im Monat März. Das entspricht einer Steigerung um 565 Millionen Euro, teilte der Deutsche Spendenrat mit.

Insgesamt wurden allein im ersten vollständigen Kriegsmonat März 912 Millionen Euro von 8,75 Millionen Spendern eingebracht. Zum Vergleich: Im März 2021 waren Spenden in Höhe von 347 Millionen Euro eingegangen. Im März 2020 seien es 352 Millionen Euro gewesen.

„Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine und die katastrophalen Folgen für das Land und die Bevölkerung sind ganz offensichtlich Treiber der Entwicklung“, betonte der Spendenrat. Die im März 2022 gemessene Steigerung des Spendenvolumens entfalle fast komplett auf die Not- und Katastrophenhilfe für die Ukraine. *KNA*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952
Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführer:
Johann Buchart
Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Romana Kröling, Lydia Schwab, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1.1.2022.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugpreise:
Einzelnummer EUR 1,95,
Österreich EUR 1,95,
übriges Ausland EUR 2,50,
Luftpost EUR 3,00.
Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.
Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie nennt man Graffiti-Künstler etwas verächtlich?

- A. Warmduscher
- B. Glattbürster
- C. Sprayer
- D. Parfümeure

2. Welches Graffito vom Papst gibt es (noch) nicht?

- A. Der Papst als Kinderschützer
- B. Der Papst als Eisverkäufer
- C. Der Papst als Obdachloser
- D. Der Papst als Superheld

Auf der Zielgeraden des Lebens

„Er mache dir den Abschied leicht“ – Begleitung in einer intensiven Sterbestunde

Sich von einem geliebten Menschen an dessen Lebensende zu verabschieden, fällt meist schwer. Der christliche Glaube kann dabei eine Hilfe sein. Rolf Wundrack (57), Zollbeamter, begleitete seinen eigenen Vater in dessen letzten Stunden am Ende zweier Jahre im Pflegeheim, als dieser 80-jährig verstarb. Wie er selbst diesen Abschied am Sterbebett erlebte, hielt der Sohn in einem Tagebuch fest. Der folgende Auszug schildert den Todestag:

Als meine Mama und ich im Heim eintrafen, wussten wir noch nicht, was an diesem Tag noch alles auf uns zukommen sollte. Schon kurz nach unserer Ankunft gegen 9.30 Uhr war aber abzusehen, dass Papas Zustand weitaus schlechter als in den vergangenen Tagen war. Er aß nur zwei oder drei Löffel vom Joghurt, dann presste er die Lippen zusammen und wollte offenbar nichts mehr essen. Trinken wollte er ebenfalls nicht.

Am frühen Nachmittag, kurz nach dem Mittagessen, unternahm ich einen kurzen Spaziergang in dem kleinen Ort, wo sich das Heim befindet. Der Weg führte mich in die St. Blasius-Kirche, wo ich ein Kerzlein anzündete und für meinen Vater betete. Ich flehte zum Herrn, dass er meinem Vater entgegenkomme und ihn zu sich nehme, wenn es seinem Willen entspreche.

„Der Herr erwarte dich“

Schon kurz nach meiner Rückkehr gegen 14.30 Uhr trat eine sichtbare Veränderung ein: Mein Vater begann, binnen weniger Minuten sein Äußeres dramatisch zu verändern. Seine Wangen fielen ein, wodurch sein Gesicht ganz andere Konturen bekam. Seine Atmung war schwer, begleitet von einem – wie seit Tagen schon – nur schwer zu ertragenden Rasseln. Versuche, ihm zu trinken zu geben, blieben erfolglos. Ich versuchte, ihm zumindest die Lippen mit ein wenig Wasser zu befeuchten.

Ich betete: „Der Herr segne dich und erwarte dich am Ufer des Lebens im Licht – jetzt, da der Tod alles Irdischen an deine Tür klopft und dich herausruft aus dem Land, das dich ernährt, aus dem Kreis der Menschen, mit denen du gelebt hast. Er mache dir den Abschied leicht und schicke dir seinen Engel entgegen, der dich begleitet durch

„Papa, komm, biege' ein in die Zielgerade und vergiss einfach, den nächsten Atemzug zu machen“:
Rolf Wundrack begleitete seinen sterbenden Vater.

Foto: gem



das unbekannte Tor des Todes und dich in das verheißene Land führt, wo die Sonne nicht mehr untergeht.

Er erlöse dich von der Angst, ins Leere zu fallen – und schenke dir all die Freude, dass du ihn schaust, der all deine Schuld vergibt und deine Wunden heilt: die Wunden der Angst und nicht erfahrener Liebe, die Wunden von Schmerzen und des nicht Gelungenen. Er zeige dir deine wahre Heimat und lasse dich glücklich sein in seinem Himmel – Ihm nahe und all denen, die vor dir gelebt haben. Das gewähre dir der Gott des Lebens, der dem Tod die Macht genommen hat und sich jetzt auf dich freut: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.“

Bei Papa bleiben

Gegen 17 Uhr schien klar, dass mein Vater in die Zielgerade seines Lebens eingebogen war. Ich vereinbarte mit dem Pflegepersonal, dass ich in dieser Nacht im Heim bei meinem Papa bleiben würde. Dann rief ich meine Cousine an und bat sie, meine Mama abzuholen und sie nach Hause zu fahren. Der Plan war, dass wir uns von nun an an Papas Bett abwechseln würden.

Gegen 17.45 Uhr trat ich ganz ruhig an sein Bett, nahm ihn in den Arm und sagte: „Papa, es ist alles in Ordnung. Du kannst gehen, ich passe auf Mama auf.“ Ich trat ein wenig zur Seite und bat meine Mama, ihm doch Ähnliches zu sagen, was sie auch ohne Zögern tat. Danach beteten wir. Ich bat den Herrn erneut, meinem Papa mit ausgebreiteten Armen entgegenzukommen.

Nach einem Vaterunser und einem Gegrüßet seist du Maria segnete ich ihn mit Weihwasser vom Wallfahrtsort Birkenstein und bat „meine“ Heiligen Louis und Zélie Martin, dazu die heilige Thérèse von Lisieux, den heiligen Papst Johannes Paul II., die heilige Schwester Faustyna, die heilige Jungfrau von Tschentochau und die Seligen Jerzy Popieluszko und Kardinal Stefan Wyszyński um ihren Beistand.

Nach dem Gebet nahm ich meinen sehr schwer atmenden Papa in den Arm und sagte zu ihm: „Papa, komm, biege' ein in die Zielgerade und vergiss einfach, den nächsten Atemzug zu machen.“ Und mein Papa hörte auf der Stelle auf zu atmen – und starb. Es war 18.05 Uhr.

Ich spürte sofort und begriff, dass es vollbracht war. Ich sagte zu meiner Mutter: „Mama! Jetzt!“ Sie sagte: „Bist du sicher?“ Ich antwortete laut,

mit Tränen in den Augen: „Ja!“ Wir lagen uns in den Armen und weinten. Danach blickte ich auf meinen Papa und empfand einen tiefen Stolz, dass er es geschafft hatte.

Eine sehr große Gnade

Dann informierte ich den diensthabenden Pfleger, eine Pflegerin verständigte den Bereitschaftsarzt. Etliche Pfleger und Pflegerinnen kamen nacheinander ins Zimmer, einige weinten. Der Arzt traf schließlich erst knapp viereinhalb Stunden später ein. Dieser Umstand war ein Geschenk und eine sehr große Gnade: Mama und ich konnten uns intensiv von Papa verabschieden.

Wir drückten und küssten ihn – wer mir das fünf Minuten davor prophezeit hätte, den hätte ich für verrückt erklärt. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keinen toten Menschen gesehen geschweige denn berührt. Jetzt schien es für mich das Normalste auf der Welt zu sein.

Information

Dieser Text ist dem Manuskript für eine Sendung bei Radio Horeb mit dem gleichen Titel entnommen. Nachhören kann man diese in der Mediathek des Senders: <https://www.horeb.org/mediathek/podcasts/kurs-0/>.



**— DIE —
B I B E L
L E B E N
TAG FÜR TAG**

**Sonntag, 15. Mai
Fünfter Sonntag der Osterzeit**

Sie stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, treu am Glauben festzuhalten; sie sagten: Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen. (Apg 14,22f)

Kriegswirren und Drangsale erfahren unzählige Menschen in diesen Tagen. Wie können wir unsere Seele stärken, um an Jesus Christus, unseren Herrn, in Treue unser Herz zu binden? Wie können wir unsere Mitmenschen in ihrem Glauben stärken?

Montag, 16. Mai

Da er sah, dass der Mann darauf vertraute, gerettet zu werden, rief er laut: Steh auf! Stell dich aufrecht auf deine Füße! Da sprang der Mann auf und ging umher. (Apg 14,9f)

Was lähmt mich zur Zeit? Angst, Zweifel, Unfriede oder etwas ganz anderes? Von wem erwarte ich mir Rettung in der aktuellen Situation? Wer spricht mir dieses ermutigende Wort zu: „Stell dich aufrecht auf deine Füße“?

Dienstag, 17. Mai

In jeder Gemeinde bestellten sie durch Handauflegung Älteste und empfahlen sie mit Gebet und Fasten dem Herrn, an den sie nun glaubten. (Apg 14,23)

In Gruppen und Gemeinschaften ist es hilfreich und notwendig, einen Leiter zu haben, der für ein gelingendes Miteinander sorgen kann. Beten wir für unsere Priester, die es in dieser Zeit nicht leicht haben, unseren Gemeinden vorzustehen.

Mittwoch, 18. Mai

Bei ihrer Ankunft in Jerusalem wurden sie von der Gemeinde und von den Aposteln und den Ältesten empfangen. Sie erzählten alles, was Gott mit ihnen zusammen getan hatte. (Apg 15,4)

„Erzähl mal!“ Wie und wo erleben wir ein Miteinander in unseren Pfarreien oder anderen Gruppen, dass wir erzählen können,

was wir mit Gott erleben oder was uns Sorge macht in unserem Alltagsglauben?

Donnerstag, 19. Mai

Da schwieg die ganze Versammlung. Und sie hörten Barnabas und Paulus zu, wie sie erzählten, welche großen Zeichen und Wunder Gott durch sie unter den Heiden getan hatte. (Apg 15,12)

Es braucht auch in unseren Tagen Zeiten des Schweigens und des Hörens. Der synodale Prozess, den Papst Franziskus für die ganze Weltkirche eröffnet hat, lädt uns ein, miteinander ins Gespräch zu kommen über unsere Erfahrungen mit Gott.

Freitag, 20. Mai

Denn der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen als diese notwendigen Dinge. (Apg 15,28)

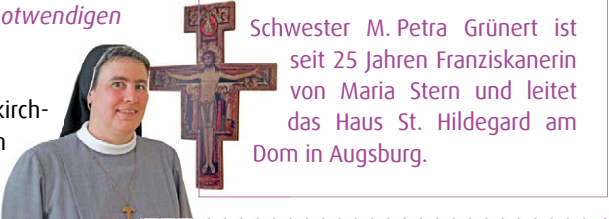
Seit dem Ursprung der kirchlichen Versammlungen haben sich alle Teilnehmer im Gebet für das

Wirken des Heiligen Geistes geöffnet, um miteinander die rechten Entscheidungen zu treffen, die hilfreich sind. Beten wir täglich um das Wirken des Geistes auch für unsere Alltagsentscheidungen!

Samstag, 21. Mai

Komm herüber nach Mazedonien, und hilf uns! Auf diese Vision hin wollten wir sofort nach Mazedonien abfahren; denn wir waren überzeugt, dass uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden. (Apg 16,10)

Es ist soweit: Der Geist Gottes führt Paulus zur Verkündigung des Evangeliums nach Europa. Beten wir um Frauen und Männer, die heute leidenschaftlich das Evangelium von Christus, dem Retter der Welt, in unserem von Krisen geschüttelten Europa verkünden!



Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!

Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 15,60*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.katholische-sonntagszeitung.de

*Preis gültig 2022